



F r a n z L i s z t.

Gegen Mitternacht des letzten Julitages zuckte von Bayreuth über die Länder und Ozeane eine Trauerbotschaft, die wohl allerorten gleiche Anteilnahme erweckte: „Franz Liszt ist tot!“ — So sank nun auch das letzte Glied der glänzenden Trias, welche eine gewaltige Bewegung auf musikalischem Gebiete hervorrief, ins stille Grab; denn neben Richard Wagner und seinem königlichen Freunde und Helfer Ludwig II. wird zu allen Zeiten auch Liszt genannt werden. Benedig, Schloß Berg und Bayreuth — Welch' traurige Berühmtheiten! Welch' teure Gräber birgt dieses fränkische Städtchen! Nun wird man es aussuchen, um mit der „Musik der Zukunft“ die Vergangenheit zu feiern; nun werden Wagner und Liszt, wie sie gemeinsam ihr Zukunftswerk bauten, auch gemeinsam die Geisterwelt halten bei ihrem Denkmale, dem Theaterbau.

Wie merkwürdig, daß es just der „Parsifal“ war, dessen Glocken dem Meister von Weimar zum Abschied läuteten. Liszt, der prophetisch Weitsehende, zu rechter Zeit den Freund in seinen Schutz nehmend und ihn zur Grafsburg höchsten Ruhmes geleitend: ist er nicht der Gurnemanz des Parsifal Wagner? Man darf diesen Vergleich wagen, selbst auf die Gefahr hin, daß nun ein echter Neuromantiker alle Musik vor Wagner in dem siechen, totwunden Amfortas verkörpert findet und diese Ansicht gegen solche Urteilsfähige, welche jener Meinung nicht sind, ebenso hartnäckig als geistreich verteidigt. Jedoch — am Grabe sei Friede!

So tief, wie die Kunde von Richard Wagners Hinscheiden schnitt allerdings die Trauerbotschaft vom 31. Juli d. J. nicht in das Herz des deutschen Volkes, einfach, weil Liszt kein Deutscher war und zu keiner Zeit die Absicht und noch viel weniger die Gabe hatte, gerade das Herz der Deutschen durch seine Musik zu bewegen. Er teilte das Schicksal aller kosmopolitischen Genies: die ihm entgegenstehenden Knospen der vaterländischen Anhänglichkeit ersticken im üppigen Blätterwerk der allgemeinen Bewunderung. Während Wagner sich stets als Deutscher fühlte, deutsch und für Deutsche schrieb und dem Deutschtum bei anderen Nationen rein durch die souveräne Überlegenheit deutschen Geistes Achtung und Sympathie errang — schreibt der Magdare Liszt, geschmückt mit dem Ehrendegen seiner Landsmannschaft, in französischer Sprache seine wichtigsten Essays, komponiert ad majorem gloriam der slavischen Rasse, stellt sich (wohl die überraschendste Ausweichung in eine fremde Tonart!) in Rom dem ultramontanen Generalstab freiwillig zur Verfügung und begnügt sich in seinem deutschen Sommerort Weimar mit den Huldigungen, welche ihm eine stets wechselnde Suite von Schülerinnen und Schülern darbringt. Die Zeit aber, in welcher Liszt unbegrenzte Bewunderung erweckte, in welcher Europa zu seinen Füßen lag, ist längst vorüber; damals feierte man ausschließlich den Virtuosen. *Tempi passati!* Dem Virtuosen tum slicht die Welt kaum noch Kränze, und Liszt war längst durch eigne Wahl „Virtuos z. D.“. Jener Paroxysmus der Bewunderung ist jedoch keineswegs vergessen. Eine stätliche Schar von Mitbeteiligten am Blumenwerfen, Kränzebinden, Pferdeausspannen, Handklaffen, Anschmachten u. s. w. lebt noch unter uns, erzählt das Erlebte und hat den Lisztultus zum nicht geringen Schaden des nachwachsenden Virtuosen geschlechts durch Tradition vererbt. Einzelne verbürgte Züge aus dieser Epoche, namentlich von exaltierten Damen zu erzählen, streift die Grenzen des Erlaubten nicht nur, sondern überschreitet sie.

Der Nachhall jener Triumphsymphonie, wie er sein eignes Leben als unendliche Melodie durchzogen hat, wird auch in jeden noch so skizzenhaften Versuch einer Darstellung dieses merkwürdigen Lebens hineinklingen. Geboren in Raibing bei Döbenburg (22. Oktober 1811) als Sohn eines musikalischen Beamten, trat er bereits 1820 konzertierend auf. Allerlei Krankheit konnte die phänomenale Begabung des Knaben nicht niederhalten. Czerny und Salieri in Wien wurden seine Lehrer; für die Criftenz sorgte ein Stipendium ungarischer Magnaten. Als 1823 Beethoven den jungen Künstler im Konzert hörte, umarmte und küßte er ihn vor dem ganzen Auditorium und unter dem stürmischen Beifall desselben. Nun folgte eine Konzertreise über die süddeutschen Hauptstädte nach Paris, durch die Schweiz und nach London — eine wahrhafte *via triumphalis*, die 1827 durch den Tod des Vaters eine herbe Unterbrechung erlitt. Jetzt galt es, das tägliche Brot auch für die Mutter durch Unterricht und Schriftstellerei zu erarbeiten; doch vermochten nur direkte Unter-

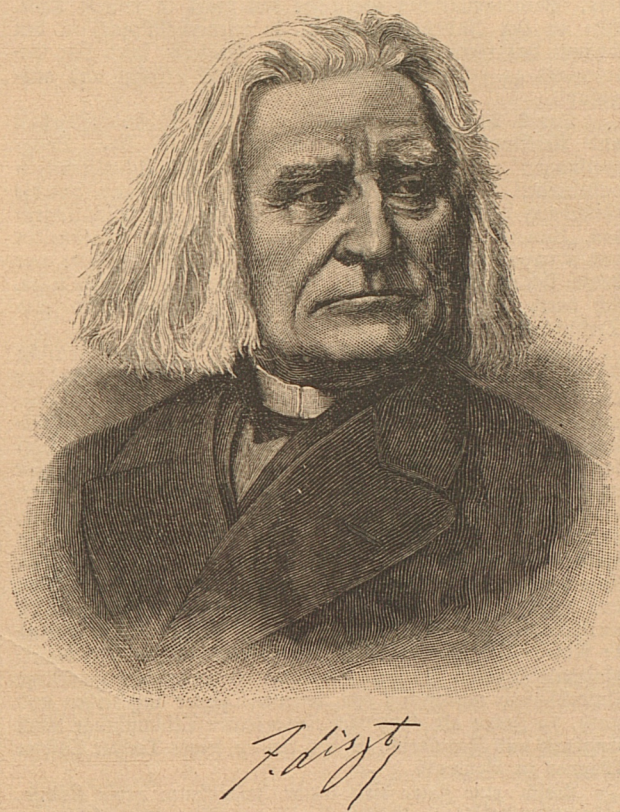
stützungen durch einige der angesehensten Familien wirklicher Not, der eines Tages sogar das Klavier zum Opfer fiel, kräftig zu begegnen. Endlich kamen lichte Tage: George Sand nahm sich des Bedrängten an, führte ihn in die vornehmsten Salons und bahnte ihm auch den Weg zum Herzog von Orleans, dem nachmaligen König Louis Philipp. Lamartine, Victor Hugo und Heinrich Heine wurden seine Gönner, Meyerbeer und Chopin seine Freunde. Mehrere Jahre hindurch war Liszt der Mittelpunkt des Pariser high life.

Da kreuzte 1834 die Gräfin d'Aloult (als Schriftstellerin unter dem Namen Daniel Stern bekannt) seinen Weg, faßte eine tiefe Leidenschaft zu dem schlanken Apoll, fand sie erwidert und verließ ihren Mann, um zehn Jahre an des Künstlers

mag auch ein alter Pianist (J. B. Cramer) kopfschüttelnd dazu meinen: „De mon temps on jouait fort bien, aujourd'hui on joue bien fort.“ (Ambros.)

Wohl das Beste, was je über Liszt und seine Virtuosität gesagt wurde und was doch auf eine andere Person und einen andern Fall gemünzt war, dürfte die Stelle aus Hegels Ästhetik sein, wo sich über solche Virtuosität, wie sie als Emanation reiner künstlerischer Begeisterung durch Liszt zur glanzvollsten Erscheinung kam, der Ausspruch findet, sie beweise „die erstauenswürdigste Herrschaft über das Äußere, die ungebundene innere Freiheit, indem sie sich in scheinbar unausführbaren Schwierigkeiten spielend überbietet, in Künstlichkeiten ausschweifend mit Unterbrechungen, Einfällen williger Laune überraschend scherzt und in originellen Erfindungen selbst das Barocke genießbar macht. Denn ein dürftiger Kopf kann keine originellen Kunststücke hervorbringen. . . . In dieser Art der Ausführung genießen wir die höchste Spitze musikalischer Lebendigkeit, das wundervolle Geheimnis, daß ein äußeres Werkzeug zum vollkommen besetzten Organ wird, und haben zugleich das innerliche Konzipieren wie die Ausführung der Phantasie in augenblicklichster Durchdringung blühend vor uns.“ Wie hier vom Philosophen höchste Virtuosität anerkannt und gefeiert wird, so erschien sie vor 40 Jahren verkörpert in Liszt vor den Berlinern, um deren aufgestauten Enthusiasmus sofort ins Strömen zu bringen. Bis zur Lisztolatric stieg die Bewunderung, explodierte in den tollsten Formen und machte eine Weile den Breitengrad Berlins vergessen. Und schon hatte die Protensnatur des Künstlers auch als Virtuos eine bedeutende Wandelung durchgelebt: der Reproduzierende hatte sich im Grunde aus der Luft am Gegenstand zu dem modegewordenen, „haute-volée“-spielenden Thalberg* zum Freiproduzierenden, zum unübertrefflichen Improvisator entwickelt. Zwar schlug auch jetzt noch das Konzertstück F-moll von C. M. v. Weber und die berühmte Phantasie über Mozarts „Don Juan“ aus den kältesten Gemüthern helles Feuer; aber erst in der Improvisation** kam Liszt völlig zu sich selbst. Aus trivialen Melodien mit trivialen Harmonieen und trivialen Rhythmen lockte er wie ein Hexenmeister die überraschendsten Motive hervor, bildete sie aus, verflocht sie, führte sie konträrpunktlich gegeneinander und schuf so blühende Gesilde, wo vorher Einöden waren. Je interessierter und musikverständiger seine Umgebung sich zeigte, je intensiver fühlte er sich herausgefordert, je reicher floß der Strom der Erfindung. Lag nun gar im selbstgewählten oder ihm zugeworfenen Thema ein Stück echter Musik verborgen, sprach ihn ein verwandter Geist an, so verlor die Scene alle Merkmale des Beabsichtigten; die Zuhörer sahen gewissermaßen den springenden Funken in der geschlossenen elektrischen Kette, — sie belauschten den Schaffenden in seiner Werkstatt, sahen ihm über die Schulter und — blieben doch im Dunkeln wie zuvor. So sind, hernach auch schriftlich, die köstlichen Uebermalungen Straußscher Walzer und Schubert'scher Lieder, so sind etwa 300 Transkriptionen entstanden, ein ganzes Arsenal für die Lisztspieler, eine unerchöpfliche Quelle des Genusses für Freunde echter Klaviermusik.

Das war Liszt auf der strahlenden Höhe seines Lebens; als der Improvisator ein Komponist wurde, begann er allmählich herabzusteigen. Nur als schulemachender Lehrer des Klavierspiels behielt er bis zu seinem Ende unbestritten seine Bedeutung, die ihm auch nicht geschmälert werden konnte durch jene zweifelhafte Sorte von „Schülern Liszt's“, welche niemals eine direkte Unterweisung des Meisters empfing, sondern sich, nach vorausgegangenem Bruch mit dem bisherigen tüchtigen Lehrer, damit begnügten, während etlicher Wochen in der „Hofgärtnererei“ zu hungern und nebenbei ein wenig „genial“ sich zu geben — oder jener noch zweifelhafteren Sorte von „Lisztianern“, welche die Gutmütigkeit des greisen Künstlers in schamloser Weise zu öffentlichen Kundgebungen (Gelegen-



Seite zu verleben. Dieses Decennium, in welchem seiner väterlichen Sorge drei Kinder (dabei Cosima) erblich, gewann in religiöser Richtung entscheidenden Einfluß auf den Künstler, insofern er der Sekte der Saint-Simonisten sich anschloß und so der schon in frühesten Jugend erwachten Neigung für den geistlichen Stand und für asketische Übungen vorläufige Befriedigung gewährte, um ihr, wie schon bemerkt, später viel energischer nachzugeben. Nicht minder folgenreich wirkte auf den Musiker die Erscheinung Paganinis, dieses geizenden Vampyr, dessen Leben geheimnisvoll hinter einem düsteren Schleier von allerlei schauerlichen Märcen verschwand. In dem blonden Liszt wiederholte sich teilweise das Dämonische der Persönlichkeit und der Virtuosität des adleraugigen, schwarzen Genovesen, gewann jedoch durch einen starken Zusatz brillanter geistlicher Eigenschaften, sprühend-geistreichen Wesens, anmutigster Umgangsformen, namentlich der Frauenwelt gegenüber, süßen, berausenden Reiz. Im Konzertsaale, vom Klavier leicht gewendet, plaudert der junge Moliere mit den zunächst sitzenden Damen im feinsten Französisch, in seiner Konversation blitzen unaufhörlich Witze, pikante Apercus, geistreiche Einfälle, dazwischen auch wohl eine kapriciöse Boutade. Blöcklich, wie von Inspiration ergriffen, wendet er sich zum Klavier, wirft in rascher Bewegung, ohne hinzusehen, nachlässig und leichtsin die Hände auf die Tasten, und unter seinen Fingern baut sich nun ein schimmernder Zauberpalaß von Tönen auf, der alles in atemlos horchendes Entzücken versetzt und zum Schlusse einen Beifallssturm weckt, der mit den Donnerpassagen wetteifert, welche Liszt dem Klavier in höchster Steigerung gewaltiger Kraft zu entlocken versteht;

* „Thalberg“ sagte eine geistreiche Frau, „ist unter allen der Erste, aber Liszt ist der Einzige.“
 ** Diese Kunst ist in der neueren Zeit immer seltener geworden, oder hat Widerpruch erlebt. Selbstverständlich ist der beste Klavierjongleur noch lange kein Improvisator; dazu befähigt nur die gründlichste musikalische Bildung, wie zum Redner der Stoff und die rhetorische Form. Aber alles musikalische und alles rhetorische Nützzeug verhält sich doch nur wie Schwefel, Kohle und Salpeter: ohne den zündenden, die Explosion erzeugenden Funken ist alles nur träge Masse. Liszt war in beiden Beziehungen, als musikalischer und rhetorischer Improvisator, unergleich begabt; unter den Lebenden ist Oberkapellmeister Taubert der einzige, der ihn annähernd zu vergegenwärtigen imstande war.

heitskompositionen, Erklärungen u.) mißbrauchte. Als Autor größerer schriftstellerischer Leistungen („Chopin“ — „Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie“ u.) verfaßte ihm häufig die Kraft, die sich in kleineren gelegentlichen Aufsätzen („Neue Zeitschrift für Musik“) bewundernswürdig konzentriert; als Komponist jedoch blieb er, obwohl er seinem Vorbilde Hector Berlioz an Kühnheit nicht nachstand oder gerade des- halb, inmitten seiner großen Intentionen stehen.

Große Intentionen! — Darin auch bot ihm Berlioz das Muster, der sich nicht damit begnügte, seine Sinfonie fantastique einfach so zu überschreiben, sondern sie mit dem Zufuge „Episode de la vie d'un artiste“ (endend mit Guillotine und Gegenabbath) als den Versuch einer Schilderung völlig realistischer Vorgänge zu kennzeichnen und damit, sowie durch eine allerdings höchst interessante Instrumentation den Mangel einer einheitlichen künstlerischen Idee vergessen zu machen. Liszt schrieb nicht einfach Symphonien, sondern in prinzipieller Bevorzugung des Gedankenhaften, des „Hochsymbolischen“, der „Musik des Geistes“ — ausschließlich „Symphonische Dichtungen“, von denen Ambros bezeichnend sagt: „diese Werke sind nicht, sie bedeuten!“ Schon die Überschriften derselben bilden ein lehrreiches Kapitel und verkünden die Arbeit einer titanischen Natur, der freilich auch das Schicksal der Titaniden nicht erspart blieb. Man lese nur:

1. „Ce qu'on entend sur la montagne“ (nach V. Hugo), auch „Bergsymphonie“ genannt.
2. „Tasso“. Lamento e Trionfo.
3. „Les Préludes“ (anknüpfend an die Stelle aus Lamartines Méditations poétiques: „Notre vie est-elle autre chose qu'une série de préludes?“)
4. „Orphée“.
5. „Prométhée“ (Ouverture und Chöre zu Herders Dichtung „Der entfesselte Prometheus“).
6. „Mazepa“. Nach V. Hugo.
7. „Festlänge“.
8. „Héroïde funèbre“.
9. „Hungaria“.
10. „Hamlet“.
11. „Summenschlacht“. Nach Kaulbachs Wandgemälde.
12. „Die Ideale“. Nach Schiller.
13. „Faust“. Faust-Andante; Gretchen-Scherzo; Mephistopheles, als das „verneinende Prinzip“ die Themen der beiden ersten Sätze parodierend — zum Schluß der Chorus mysticus: „Alles Vorzügliche ist nur ein Gleichnis; . . . das Unbeschreibliche, hier ist es gethan!“
14. „Dante“. Inferno e Purgatorio, mit Schlußchor für Sopran und Alt.

Die „Für“-Kritik dieser Werke hat ebenso wie die „Gegen“-Kritik bereits ganze Bibliotheken zu Tage gefördert. Es genügt für den gegenwärtigen Zweck, zwei entragierten Lisztianern das Wort zu geben. Über den „Prometheus“ schreibt L. Köhler (Neue Berl. Musfz.): „Liszt trifft in seiner Musik mit furchtbarer Sicherheit den Mittelpunkt des hohen Zieles. In großen und herben Zügen malt der Meister die gewaltige Leidenschaft eines gequälten Titanen; ja in solchen Tönen denken und fühlen nur große Meister, heißen sie Prometheus oder Liszt.“ — Mit bewundernswürdiger Rücksichtslosigkeit um das Publikum im gewöhnlichen Sinne, doch mit festem, begeisterten Blick auf das Kunstideal, das hier die Harten und wehen Klagetöne gebot, hat der Komponist das Werk geschaffen.

Über die „Bergsymphonie“ läßt sich Felix Dräseke also vernehmen: „Liszt eröffnet sein Werk mit einem verworrenen unermeßlichen Gebrause, gleich dem Gedichte von Victor Hugos. Freilich ein höchst bedenklicher Anfang, wenn man erwägt, wie sehr die Gegner der Reformpartei sich darin gefallen, alles und jedes Erzeugnis der letzteren für „verworrenen Lärm“ auszugeben und als solchen zu verdammen . . .“ Bei Eintritt einer Art des Basso continuo bemerkt Dräseke: „Wie ich offen gestehen muß, war mir bis vor kurzem die ganze Stelle in der That nicht klar . . . Wie ich es oft erfahren, hoffte ich durch eine Aufführung der Tonhörsung über alle Zweifel hinausgehoben zu werden . . . Der letzte Zufluchtort für die Forschung blieb das Gedicht des französischen Poeten. Und in der That fand ich hierin endlich die, wie ich hoffe, richtige Deutung der schwierigen Stelle — sie stellt in ganz täuschender Weise eine Brandung dar!“ Und in Bezug auf eine spätere Stelle heißt es: „Viele gute Musiker werden zwar hier wieder von Gewaltthätigkeit gegen die Kunst reden, aber ihnen genüge einfach zu wissen, daß dieses Werk Liszt zum Schöpfer hat.“ Nach Köhlers Meinung wird also wohl auch Dräseke samt „vielen guten Musikern“ zu dem „Publikum im gewöhnlichen Sinne“ zählen. Und am Ende hätte vielleicht Liszt von Köhler wie Hegel von einem seiner Erklärer gesagt: „Von allen hat nur einer mich verstanden, dieser aber hat mich mißverstanden!“ Offenbar mißverstanden wurden auch „die Ideale“, als Hans v. Bülow dieses Werk in der Berliner Singakademie vorführte. Das „Publikum im gewöhnlichen Sinne“ übte eine, wenn auch grausame, doch nicht unberechtigte Kritik, die ihre Spitze offenbar gegen die Komposition und entschieden nicht gegen den Dirigenten oder sein Orchester richtete.

Nach wenig Tagen fand eine Wiederholung der Aufführung an derselben Stelle vor fast demselben Auditorium statt und — endete mit Weisfall. Weder Werk, noch Publikum, noch Vortrag waren verändert, auch war Bülow nicht zum „Publikum im gewöhnlichen Sinne“ herabgestiegen, aber — Liszt stand — zuerst verdeckt, dann sichtbar — am Dirigentenpulte. Was die beste Interpretation, was das „Werk an sich“ nicht vermochte, was dunkel blieb, obwohl das vollständige Gedicht von Schiller als Kommentar in allen Händen war — nun, es blieb zwar auch heute noch dunkel, aber von Liszt ging doch ein Licht aus. Der oft erprobte Zauber seiner persönlichen Erscheinung half sogar über die notorischen Mängel hinweg, welche seiner Weise zu dirigieren stets anhafteten.

Liszt als Dirigent! Man muß dabei einen Augenblick Halt machen, weil auch hier nur Intention, nicht Erfolg zu verzeichnen ist. Allgemein bekannt ist R. Wagners Schrift „Über das Dirigieren“, das Resultat sowohl reicher Erfahrung, als durchdringenden Verständnisses. Der Autor war eben ein Mann der That, der die Fähigkeit besaß, auf eine erschöpfende, klare Darlegung seiner Meinung sofort die praktische Anwendung folgen zu lassen. Ihm war es entschieden Ernst, wenn er gelegentlich sich ungefähr äußerte: „Den besten Beweis dafür, daß ihm sein Werk (die Einstudierung) gelungen ist, gewinnt der Dirigent, wenn er seine leitende Thätigkeit bis zum Verschwinden unterdrückt.“ — Hans v. Bülow war es vorbehalten, die Konsequenzen dieses Ausspruchs zu ziehen und das Zutreffende desselben darzutun: seine Meinungen brachten auch dann, wenn der Taktstock ruhig auf dem Pulse lag, die schwierigsten Stellen mit den feinsten Nuancen heraus. Liszt nun hat denselben Gedanken fast mit denselben Worten ausgesprochen und stolz hinzugefügt: „Wir sind Steuermänner, aber keine Hundsrüchler!“ Wer aber hat jemals Liszt am Dirigentenpulte

beobachtet, ohne die lebhafteste Besorgnis für die Aufführung zu empfinden? Lag das voraufgehende Studium in sicherer Hand, so konnte Liszt nicht viel verderben, weil an seiner Stelle die verschiedenen Konzertmeister die Führung übernahmen und dabei wohl, wie gelegentlich des Weimariischen Musikfestes von 1884, ihren eigenen Weg gingen, also Liszt rudern ließen, während sie steuerten.

Große Intentionen! Auch als Vokalkomponist (Graner Messe, „Heilige Elisabeth“, „Christus“ u. s. w.), d. h. als Erzeuger großer Chorwerke (denn für seine Lieder u. hat sich fein ernst zu nehmender Apologet finden lassen) begnügt sich Liszt nur mit Entwürfen allerersten Ranges. Aber gerade hier wird das völlig Unzureichende seiner Kompositionsmethode offenbar. Die reine, formgerechte Polyphonie als die einzig zulässige Vermittlerin massenbewegender Empfindung, das Merkzeichen des echten Dratoriums, wird in Liszt durch jenen lyrischen Subjektivismus verdrängt, der des Flitterkrans pikanter Harmoniefolgen und interessanter Instrumentaleffekte nicht entzathen kann. Das Dratorium (d. h. Betstuhl) ist aber ohne eine gewisse puritanische Schlichtheit, in welche sich bei aller Größe der Formen und Gedanken der Ausdruck der frommen Empfindung kleidet, gar nicht zu denken; weil ihm diese Schlichtheit fehlt, darum fehlt dem Liszt'schen „Christus“ das Hauptmerkmal des Dratoriums.

Die Einleitung ist ein weit ausgehender symphonischer Satz, dessen Programm in der Stelle Jesajas 45, 8 enthalten ist. In zwei gleich umfangreichen Orchesterstücken (Pastorale „Girtenspiel an der Krippe“ und „March der heiligen drei Könige“) wird ebenfalls der Versuch gemacht, konkrete Vorgänge musikalisch zu umschreiben. Es läßt sich noch rechtfertigen, daß für Sätze dieser Art die polyphone Satzweise ihres rhythmischen und melodischen in bestimmte Grenzen gebanntes Baues halber wenig oder gar nicht angewendet wurde; aber wir finden nirgends im ganzen Werke mehr als einige wenige Zügenansätze. Den geistigen Charakter erhält dieser „Christus“ weniger durch den der Vulgata und der katholischen Liturgie entnommenen, übrigens (in der Passion) starkem Vorden aufweisenden Text, als vielmehr durch einige dem altkirchlichen Kirchenstil abgelassene harmonische Folgen und die wiederholt angewendete Form der Psalmodie. Man sieht, daß nur äußerlichkeiten aufgegeben wurden, um in den Kern einer Aufgabe zu dringen, für welche Händel in seinem „Messias“ und Kiel in seinem „Christus“ die volle formgewandte Gestaltungskraft ausboten und damit für Laien und Musiker ganze Schatzkammern musikalisch-religiöser Erbauung füllten. Von der episch-dramatischen Form Bachs und Mendelssohns ist bei Liszt nichts zu finden. Das ganze Werk ist wesentlich ein flach und breit dahinziehender lyrischer Strom, dessen farbigen-gliedriges Wellenspiel angenehm unterhalten, lebhaft interessieren, auch entzücken und begeistern kann, dem wir aber auf die Dauer nicht zu folgen vermögen, ohne übermüdet und überfättigt zu sein. Paradoxmatischen Wert hat das Werk in keinem Theile. Wie in den Instrumentalsätzen, so wiederholt auch in den Chören das Geräusch der Welt; mit Begierde wird jede Gelegenheit zu fastiger grobkörniger Malerei ergriffen und ausgenutzt.

Der 2. Teil überragt den 1. und 3. an Stimmungsgehalt und Reichthum der Erfindung ganz erheblich. Die „Seligpreisungen“ mit dem immer von neuem in allen Schattierungen anhebenden „Beati!“ des Baritonisten, das „Vater unser“ und die Gründung der Kirche („Tu es Petrus!“) mit dem wechselläufigen „Simon Ioannis diliges me?“ — enthalten Schönheiten des a capella-Sazes, die man gern öfter hören möchte; nur dürfte sich nicht gar häufig ein Verein finden, der geneigt wäre, sich durch diese Wirrnisse aller möglichen Modulations- und Trefflichwierigkeiten hindurchzuwinden.

Von der Klaviertranskription durch die „Symphonische Dichtung“ zum Dratorium — das ist im wesentlichen der künstlerische Entwicklungs- und Wandelungsengang dieses eminenten Geistes. Und mit der künstlerischen hielt sich die öffentliche Stellung in Parallele. Im Jahre 1844 wurde Liszt Hofkapellmeister in Weimar; sein Einfluß auf Konzert und Oper war unbeschränkt und kam, außer einer großen Zahl junger, in den Bahnen der neu-deutschen Schule wandelnden Talente, besonders den Werken Berlioz und Wagners zu statten. Trotz dieser künstlerisch-sürstlichen Situation, die auch durch den Kammerherrentitel markiert wurde, ging Liszt 1859 nach Rom und beschäftigte sich nach Empfang der niederen Weihen zunächst ausschließlich mit Kirchenmusik. Von jetzt ab lebte er abwechselnd in Rom, Pest (wo er 1875 zum Generaldirektor der Musikakademie ernannt wurde) und Weimar, ließ seine gewaltige Unterstützung namentlich dem Wagner-Theater angedeihen und starb, 75 Jahre alt, kurz nach einem letzten Triumphzuge durch England und Frankreich, in den Armen seiner Tochter Cosima Wagner zu Bayreuth.

Welch' eine Zeit, diese letzten Jahrzehnte: große Kriege, glänzende Jubiläen, Gräber berühmter Männer! Welche erschütternde Welt-Symphonie, im Charakter des maestoso ehernen Schrittes vorüberdonnernd, oder im gewaltigen furioso dahinhinbrauend, nur selten einmal ein süßes andante oder largo anklingend, als ob nicht die Grazien, sondern die Erynnien das Saitenspiel darreichten; dann wohl ein Satz von Nachklängen aus vergangener Zeit; und endlich der immer wiederholte ernste March „per festeggiare il sovenire di un grand' uomo!“ Gigantische Kräfte setzen gegeneinander auf, und ihre Schatten dämpfen auch den Lichtglanz der Freude, mit welchem der Führer der Musen die Welt erfüllt. Die Kunst der Töne, nur selten noch eine „heitere Kunst“, offenbart statt schöner Leidenschaft tiefste und oft so häßliche Leidenschaftlichkeit. Leonore, Curhantze — wer mag sie noch anühren, seit die Karikatur des Weibes als Walküre und Kundry über die Bretter geschritten ist? Leuchtet's noch wie himmlischer Abglanz auf Mozarts Symphonien oder behagt nur das heiße Gewürz der Symphonischen Dichtungen?

Unzweifelhaft haben Richard Wagner und Franz Liszt unjener Zeit die Signatur gegeben. So gewiß aber in dem Leben beider Künstler einem romantischen Uberschwange eine gewaltige Reaktion folgte, die jenen zum „Parisjal“, diesen zum „Christus“ führte — so gewiß wird auch das deutsche Volk zu reagieren beginnen; es wird sich erinnern, daß ihm unter den Auspicien eines Haydn, Mozart, Gluck, Beethoven, Weber, Mendelssohn ein reinerer Wein des musikalischen Genusses dargeboten wurde, und wird freudig hoffen, daß der Meister der Zukunft bald entstehen werde!

Theodor Krause.

Hohes Leben.

Novelle von Ludwig Ziemssen.

(5. Fortsetzung und Schluß.)

Achtes Kapitel.

So rückte der Tag heran, an dem die Freunde des Hauses sich um Katharinen's Theetisch, um des Vaters Whisttisch zu versammeln pflegten, und nach geraumer, durch des Landschaftsrates Erkrankung bewirkter Unterbrechung fanden sich, da die erfolgte Genesung keine Enthaltsamkeit mehr nötig machte, heute die vertrautesten Besucher wieder ein: Fanny von Salbern mit ihrem Bruder, dem Assessor, Hauptmann von Restorp, Baron von Oden, Landrat und Fraktionsgenosse des Hausherrn samt Frau und Tochter (einer unternehmend blickenden Brünette in vorgeschrittenen Jahren), Dr. Panzer, der „Kunstgelehrte“ und endlich — wie alltäglich Raimund Harwyn.

Die kleine Gesellschaft war in angenehmster Stimmung, froh der Genesung des lebenswürdigen Hausherrn, froh des wieder geöffneten Salons, und eine heiter bewegte Unterhaltung hielt den Kreis so eng beisammen, daß sogar die Whistpartie wegfiel. Raimund Harwyn hielt sich, da die Verlobung bisher noch nicht publiziert war, einigermaßen reserviert; doch vermochte er die Teilnehmer der kleinen Gesellschaft nicht völlig zu täuschen, und an innige vertrauliche Blicke und Worte der Liebenden heftete sich alsbald der Argwohn der Eifersucht, die Sorge der Freundschaft.

Für Fanny genügte die Beobachtung weniger Minuten, um zu sehen, welchen Fortschritt das von ihr besichtigte Verhältnis gemacht hatte, und ein klagender Blick, ein vorwurfsvolles leichtes Kopfschütteln sagte der tief erröthenden Katharina, daß sie alles wisse. Diese Kenntnis mußten auch wohl andere ihr zutrauen; denn als die „unternehmende Brünette“ sich an den Flügel setzte, um unter befeifter Beihilfe des „Kunstgelehrten“ Dr. Panzer aus Käthes Notenvorrat ein Lied auszuwählen und vorzutragen, benutzte der „Generalstabler“ (der bisher vergebens bemüht gewesen war, mit dem grollenden Assessor ein Gespräch im Gange zu erhalten) die Gelegenheit, seinen Platz zu wechseln, und glitt bald darauf neben der blaß und verstört blickenden Fanny auf ein Tabouret nieder.

„Darf ich es wagen,“ sprach er, da eben die ersten präudierenden Klänge vom Flügel herüberklangen, mit gepfeifter Stimme, „darf ich es wagen, an die Hergensfreundin der lebenswürdigen Haustochter in einer ernststen Angelegenheit eine offene vertrauliche Frage zu richten?“

Der Ton seiner tiefen Männerstimme, heute so seltsam verschleiert, machte ihr Herz erbeben. Wußte sie doch überdies, was kommen würde.

„Fragen Sie!“ bebt es leis von ihren Lippen.
„Ich danke Ihnen. Also — besteht zwischen Fräulein von Holm und dem gelehrten Reisenden an ihrer Seite ein Verhältnis, das beide möglicherweise für das Leben aneinander bindet?“

„Es besteht!“ flüsterte Fanny gesenkten Blickes.
„Ausgesprochen?“
„Vielleicht noch nicht, doch — darum nicht minder fest.“
Eine Antwort erfolgte nicht sogleich; aber ein tiefer schwerer Atemzug wehte an ihr Ohr und verriet ihr die Wirkung ihrer Mittheilung klarer, als Worte es vermocht hätten. . . .

„Ich große nicht,
Ob auch das Herz mir bricht —“

Klang es eben vom Klavier herüber und rührte des Mädchens Herz im innersten. Bänglich erhob sie das Auge zu dem verstummten Manne. Ach! ihr Blick traf das schmerzverzerrte Antlitz eines aus tiefer Hergenswunde Blutenden, schwebende Duldenden, und dieser Anblick erschütterte sie bis zu Thränen.

„Sie weinen?“ Klang es jetzt hohl von den blassen Lippen des Hauptmannes. „Ist ihre goldene Lebensfreundlichkeit auch der Thränen fähig?“
„Ich weine, weil ich Sie leidend sehe,“ flüsterte Fanny, verwirrt, fast ohne zu wissen, was sie sprach.
„Ehles Mädchen! Großes reines Herz! — Ich habe diese Thränen nicht um Sie verdient —“
„Muß Mitgefühl für Wunde und Leidende erst verdient werden?“

„Sie haben recht! Eine Samariterseele spendet Öl und Wein lediglich aus dem Drange der Barmherzigkeit. Darum wohnt ihren Gaben aber auch Wunderkraft inne. — Ihre Thränen, Fräulein Fanny, sind so ein Wunderbalsam für ein blutendes Herz. Ich danke ihnen — danke ihnen!“

Bevor noch Fanny etwas erwidern konnte, war der Stuhl neben ihr leer geworden und wenige Minuten später sah sie den Hauptmann, ruhig und ernst wie immer, mit dem Dunkel sprechen.

Vom Flügel her erklang es schneidenden Tones:

„Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.“

und so verhaltete das Lied.

Als die „unternehmende Brünette“, am Arm des eleganten Dr. Panzer wieder zur Gesellschaft trat und die Beifallsbezeugungen derselben holdselig in Empfang nahm, schloß unter den Lobspendenden Herr von Restorp — sehr zum Mißvergnügen der verwöhnten Sängerin. Spähend blickte sie umher. „Aber wo ist denn unser musikkliebender Hauptmann geblieben?“

„Der Hauptmann läßt sich entschuldigen“ — beeilte sich der Hausherr zu erwidern.

„Aber das klingt ja beinahe wie der Schluß von Maria Stuart,“ unterbrach ihn mit gereiztem Lächeln die Brünette, sich Kühlung zusächelnd. „Hoffentlich ist aber, der Lord nicht zu Schiff nach Frankreich?“

„Nein, nicht ganz so weit! Aber nach Hause. Eine dringende dienstliche Arbeit, Sie begreifen. Dem Ungeheuer „Dienst“ müssen selbst die Musen in Person weichen.“

Unter der besänftigenden Kraft der letzten Worte, die der lebenswürdigen Hausherr mit einem verbindlichen Lächeln begleitete, legten sich die Wogen der Gereiztheit in der Brust der Sängerin. „Gut, gut,“ sprach sie fächerchlagend, „wir halten ihn nicht! Aber ist es nicht beklagenswert“ — sie hatte sich Katharinen zugewendet — „nicht höchst beklagenswert, wenn ein sonst lebenswürdiger Kavaliere immer so ‚ganz Dienst‘ ist?“

„Sehr zu beklagen!“ pflichtete Katharina doppelsinnig bei. „Doch giebt es einen Dienst, dem auch Sie, gnädigste Baronesse, uns gern ausschließlich hingegeben sehen werden.“ warf hier Dr. Panzer mit süßlichem Lächeln ein. „Und der wäre?“ „Der hohe Dienst im Solde edler Frauen!“ „Soit! Der Dienst ist als selbstverständlich allemal angenommen.“

Während dieser, seiner Person geltenden Wechselrede war der Hauptmann schweren Schrittes die Treppe der Villa hinabgestiegen und schritt nun, in hitte Gedanken versunken, am Rande des Tiergartens dahin. Nicht nach Hause, noch weniger zu dienstlichen Obliegenheiten! Ihm graute augenblicklich vor beiden, und so strebte er, Zerstreung aus schwerer Seelenanfechtung suchend, dem Brandenburger Thor zu und trat, unter den Linden angelangt, in ein Klublokal ein, das um diese Stunde von distinguierten Besuchern voll zu sein pflegte. Hier war er gewiß, Freunde und Kameraden zu treffen; hier war er sicher, zu lebhafter Unterhaltung genötigt zu sein und der Grübelelei über die Ergebnisse dieses Abends für einige Stunden entzogen zu werden. Wußte er doch nur allzuwohl, daß er später, in der Einsamkeit und nächtlichen Stille seines Quartiers, den Schlangenbissen des Grams und der Reue wehrlos würde hingegeben sein; darum war es gut, vorher, in neutraler Umgebung und unter dem zerstreueten Eindrücke freundlicher Unterhaltung die erregte Stimmung auf ein gewisses mittleres Niveau herabzudämpfen.

Es geschah, wie er gewollt. Die Klubzimmer waren ungewöhnlich voll, Freunde und Bekannte in Menge vorhanden und, lebhaft angeprochen, sah er sich bald in einen Kreis gezogen, der bei einigen „kaltgestellten“ Flaschen behaglich interessiert über die politischen und sonstigen Ereignisse des Tages plauderte.

Das sozialpolitische Reformprojekt des Reichskanzlers und die „Aschenbrödel-Vorstellung“ im Circus Reuz, die Schlimmannsche Schenkung trojanischer Altertümer und die Frage des Steuererlasses, Friedrich Haages Meisterleistungen und der Erwerb der Rhein-Nahe-Bahn; diese und zahlreichere andere Thematika passierten hier leicht und angenehm Revue, und die Reihe der „kaltgestellten“ war allgemach eine ziemlich beträchtliche geworden, als plötzlich aus dem Nebenzimmer, wo einige Spielische Verwendung fanden, ein scharfer Wortwechsel herüberklang und allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Hauptmann von Nestorp horchte besonders hoch auf; die Stimme des einen Herrn klang ihm sehr bekannt; einer der Ersten erhob er sich und trat ins Nebenzimmer ein. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht: Assessor von Salbern, offenbar mehr als halb betrunken, schien wieder einmal gespielt und stark verloren zu haben; erging sich in gereizten, kaum mehr zweideutigen Auslassungen gegen seine Mitspieler und erklärte endlich, mit einem Faustschlage auf den Tisch, „trotzdem“ in den nächsten Tagen regulieren zu wollen.

Unter den Umstehenden zeigte sich lebhafter Indignation; man rief nach den Direktoren der Gesellschaft; ältere Mitglieder traten beschwichtigend in die Mitte — vergebens! Ein Skandal war nicht mehr zu veruschen. Die Mitspieler des Assessors fanden sich schwerbeleidigt und zeigten drohende Mienen. Auf Salberns Schlußworte erwiderte der Eine von ihnen kalt und scharf:

„Auf die unqualifizierbaren Äußerungen, des Herrn da' behalte ich mir die weiteren Schritte vor; betreffend seine in Aussicht gestellte Regulierung“ muß ich auf bessere Wirksamkeit, als seine Versprechungen bieten, durchaus dringen, oder verzichte meinerseits gleich heute definitiv auf meinen Gewinn.“

Ein wilder Wutschrei des aufs äußerste erregten Assessors unterbrach den Sprecher; man mußte ihn mit Gewalt zurückhalten, sich auf denselben zu stürzen. Unbeirrt sprach dieser, sich im Kreise umsehend, weiter: „Will jemand von den anwesenden Herrn für die Spiel- und Ehrenschild dieses Herrn kavierern?“

Ein unwilliges Gemurmel des ganzen Kreises entstand, dann unheimliche Stille. Aber nur einen Moment! Vor dem Geistesauge des Hauptmanns von Nestorp stieg plötzlich das holde Antlitz Fannys mit den thränenschweren Augen empor — es war ihr einziger Bruder, um dessen gesellschaftliche Ehre es sich hier handelte — und jene thränenschweren Augen stellten um Hilfe nicht vergebens! — „Ich stehe für Herrn Assessor von Salbern ein,“ klang es ruhig und ernst von seinen Lippen. „Bitte, sich mit mir zu berechnen. Für heute entschuldigt ihn die Übermacht des Weins.“

Er zog eine Karte aus seinem Portefeuille und reichte sie dem Gewinner hinüber. „Früh vor neun Uhr, wenn ich bitten darf.“

Man empfing seine Karte mit einiger Verwirrung; die Direktoren der Gesellschaft waren mittlerweile herbeigeeilt; man konstatierte den erzulpierten Erregungszustand des Assessors, vernittelte herüber und hinüber, ausgleichende Worte wurden gegeben und empfangen, und eine Viertelstunde später schritt der Assessor, fast völlig ernüchert, am Arm des Hauptmanns die Treppe hinab. Einige Zeit lang schwiegen beide, in schwere Gedanken vertieft. Da blieb der Assessor am Denkmal des Großen Königs stehen, lehnte sich gegen das Eisengitter und sprach mit stockender Stimme: „Ich verdanke Ihnen von dieser Stunde an viel, meine gesellschaftliche Ehre, vielleicht mein Leben, wenn letzteres auch nicht sonderlich hoch anzuschlagen ist. Sagen Sie mir, was ich thun kann, Ihnen meinen Dank zu beweisen. Weiß Gott, ich habe nie geglaubt, so noch einmal zu Ihnen stehen zu sollen.“

„Ihre Gesinnung mir gegenüber war nicht die freundschaftliche?“ sprach der Hauptmann, der an ihn gestellten Frage ausweichend, mit einem ernsten Lächeln.

„Nein! Und da nun einmal zwischen uns die Schranke gefallt, mögen Sie auch wissen warum. Ich hielt Sie für den begünstigtesten Rivalen bei — bei meiner Cousine Holm, für die ich — so ein materieller Mensch ich auch bin — eine tiefe schmerzliche Neigung hegte und noch immer hege, ob ich gleich heute mich überzeugt habe, daß sie an mich am wenigsten denkt. Ich war also in doppelter Hinsicht auf falscher Spur, denn auch Ihnen ist, wie es scheint, ein Anderer zuvorgekommen.“

„Ich kontrolliere nicht gern die Herzensneigungen von jungen Damen meines Umganges,“ sprach der Hauptmann mit Haltung. „Sie verzeihen mir, daß ich auf Ihre Vermutungen nicht weiter eingehe.“

„Nach Belieben, meine Worte hatten auch nur den Zweck, mich Ihnen gegenüber zu offenbaren. Zu meiner Frage also zurück: Womit kann ich Ihnen meinen Dank beweisen für das, was Sie heute Abend für mich gethan? Ich fühle mich Ihnen tief und fürs Leben verpflichtet!“

„Wenn das ist,“ entgegnete nach einer kurzen Pause der Hauptmann, schweren Ernst in Ton und Miene, „so danken Sie mir damit, daß Sie diesem Ihren Leben von heute an eine andere Wendung geben! Lassen Sie mich als Kamerad' sprechen; Sie sind ja Offizier wie ich. Das Vaterland hat Anrechte an Sie und Ihre Kraft, denen Sie bisher nur ungenügend Rechnung getragen; Sie haben sich nicht immer gegenwärtig erhalten, daß, nach dem Worte eines großen Mannes, ein jeder von uns auf seinem Haupte eine Säule trägt, die die Zukunft unserer Nation stützt. Sie haben viel Kraft an Unwertes verschleudert! Blicken Sie hinüber, dorthin nach dem Fenster, wo das einfüme Licht schimmert: dort sitzt zu derselben Zeit, wo Sie vom Spieltisch kommen, unser greiser Kaiser am Arbeitstisch und wehrt die schwindenden Kräfte seines edlen Lebens in nie ermattender Gewissenhaftigkeit dem Wohle des ihm von Gott anvertrauten Volkes, der treuen Erfüllung der ihm von der Vorsehung überwiesenen Pflicht. Lassen Sie uns ihm auf halbem Wege entgegenkommen: er rechnet auf tüchtige, pflichtgetreue, vaterlandsliebende Männer, wie er selbst zu allen Zeiten gewesen ist, und muß darauf rechnen können, oder die Arbeit seines Lebens ist eine vergebene gewesen! Wollen Sie, an Ihrem Teile, das verschulden wollen? Nimmermehr! Ich sehe es Ihnen an, es wäre Ihnen ein fürchtbarer Gedanke! Also, machen Sie von jetzt an, heute, in dieser Stunde, im Schimmer jenes einfümen Lichtes dort einen starken Strich unter ihrem bisherigen Lebenskonto und legen Sie ein neues auf reinem Blatte an. Ich weiß von Ihrem trefflichen Dheim, daß Ihres Vaters innigste Wünsche darauf gerichtet sind, Sie Berlin entzogen und den Familieninteressen (die auch die Interessen des Vaterlandes sind) wieder gewonnen zu wissen. Überlegen Sie, ob nicht dem Wunsche des alten Mannes gewillfahrt werden kann. Sie gäben einen trefflichen Grundbesitzer ab, wenn Sie erst den Mang-Mang-Parfäm der Residenz abgestreift haben; Sie würden Ihre juristischen Kenntnisse trefflich verwerten können; ein Landratsamt dürfte Ihnen, wenn Sie erst das Vertrauen Ihrer Kreisinsassen erworben, auf die Dauer kaum entgehen! Nun? Hat nicht auch dieses Leben Reiz?“

„Das hat es,“ sprach der Assessor tief aufatmend, „und Ihr Verdienst ist es, mich demselben wieder gewonnen zu haben. Hier meine Hand darauf! Und ich will suchen, den Erwartungen des greisen hohen Herrn darüber am Schreibtisch und den Hoffnungen des alten Papas draußen in der Provinz Genüge zu thun. Morgen früh reiche ich meinen Abschied ein; morgen mittag reise ich ab; Berlin hat nichts mehr, was mich festhalten könnte.“

„Und Ihre treffliche Schwester?“

„Die Gute, Liebe! Auch ihr bin ich nicht gewesen, was ich hätte sein können, kein Anhalt, keine Stütze, kein liebender Bruder; beschämt gestehe ich es! Ich lasse sie sehr allein.“

„Wollen Sie mir, soweit dies geschehen kann, einen Teil der Sorge um Ihrer verehrten Schwester Wohl übertragen?“

„Mit tausend Freuden! Und, sie ist eine edle Seele, trotz der anscheinenden Leichtigkeit ihres Wesens, und wohl wert, daß man die Hand über sie hält. Arme Fanny!“

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und will sehen, ob dieses Amt auch von jener Seite anerkannt werden wird! Inzwischen lassen Sie uns den Heimweg antreten. Es ist spät, und sehen Sie da, auch der Kaiser sucht endlich sein Ruhelager auf! Also avanti!“

„Gut! Aber ich muß mich morgen mit Ihnen noch berechnen. Sie dürfen nicht zu schaden kommen! Mein guter Alter zahlt alles, wenn ich ihm seinen Willen thue.“

„Dabon zu sprechen wird später noch Zeit sein. Vorderhand bin ich imstande, die nötigen Arrangements zu bewirken. Denken Sie auf Wichtigeres.“

„Gut, es sei so. Meinem innigen Dank für jetzt. Sie haben noch spät nachts ein gutes Tagewerk vollbracht.“

Die beiden Männer schüttelten einander die Hand und schritten dann, jeder seines Weges, durch die stille Nacht dahin.

Neuntes Kapitel.

Der bedeutsame Act der Verlobung hatte, dem Wunsche des jungen Paares gemäß, in engstem Familien- und Fremdeskreis stattgefunden, und die Teilnahme der dem Polmischen Hause Wohlgesinnten war in mannigfachen Bezeugungen zum Ausdruck gelangt. Daß es daneben nicht an offenen und versteckten Mißbilligungen geblieben hatte, versteht sich von selbst; doch nahmen die Verlobten nicht sonderlich Notiz davon, und auch der Landschaftsrat, der zu seiner Befriedigung aus namhaften Gelehrtenkreisen Glückwünsche zu einem „so vorzüglichem und vielversprechenden Schwiegerjohnne“ erhalten hatte, unterdrückte das in ihm jeweilig wieder auftauchende Mißbehagen an der Partie und entschloß sich, der Weiterentwicklung von Raimunds Karriere vertrauend, die Sache von der besten Seite zu nehmen.

Allgemeine Bewunderung in den kunstliebenden Kreisen, mit denen das Polmische Haus Verührung hatte, erregte des Bräutigams Verlobungsgegenstand an die Braut: ein uraltes Eisenbeinschnitzbild von unschätzbarem Kunstwert. Es stellte ein junges Weib in der Tracht des 16. Jahrhunderts dar, das, an eine Säule gelehnt und offenbar in gelehrten Studien begriffen, Folianten und Quartanten achtlos fallen läßt, um ein ihm entgegenschickendes Kind in seine Arme zu ziehen: von Katharinen, die Kunstkennerin genug war, um das herrliche Werk gebührend zu schätzen, nicht nur mit Entzücken empfangen, sondern auch mit so liebevoll eindringender Aufmerksamkeit wieder und wieder betrachtet, geprüft, durchforscht, bis ihr die Deutung und damit die volle Wertbestimmung des kleinen Kunstwerkes gelungen war. Aus der Verwendung der Säule und der eigentümlichen Verzierung des Kapitälchen derselben mit in Form eines „V.“ gekreuzten Siegespalmen entnahm sie in scharfsinniger, ihren Bräutigam entzückender Konjektur, daß hier der Name Vittoria Colonna (Colonna-Säule) angedeutet sei, und, eben von der Lektüre des trefflichen Reumont'schen Buches über die gefeierte italische Dichterin und Gelehrte herkommend, stellte sie, mit den Lebensumständen der seltenen

Frau genau bekannt, weiter noch fest, daß dieselbe nach dem Tode eines Verwandten, Inigos d'Ubalos, ihr liebevoll weibliches Erbarmen mit dessen verwaitem Kinde über ihre leidenschaftliche Liebe zu Studien und Lektüre so weit siegen ließ, daß sie den Büchern für lange Zeit entsagte, um sich ganz der Pflege und Erziehung des Knaben hinzugeben: eine That weiblicher Selbstüberwindung, die ohne Zweifel von einem zeitgenössischen, dem Colonnaschen Hause nahestehenden Künstler in diesem kleinen Bildwerke verherrlicht worden sei.

Was Katharinen den Wert des schönen und bedeutsamen Kunstwerkes noch um ein Beträchtliches erhöhte, war der Umstand, daß Raimund den Besitz der kleinen Kostbarkeit einer That selbstloser Menschentiebe verdankte. In einer Stadt Unteritaliens, wo er sich zu Studienzwecken aufgehalten, war es ihm gelungen, einen bejahrten Händler mit Altertümern, in dessen Hause er gewohnt, mit eigener Gefahr einer schweren Bedrohung zu entziehen, und er hatte sich nicht weigern können, von dem dankbaren Greise das kleine Kunstwerk als Denkmal ehrender Erinnerung anzunehmen. Jetzt hatte es seinen Platz auf Katharinen's Schreibtisch, und tagtäglich ruheten die Augen des schönen Mädchens auf der Gestalt der edlen Italienerin, die ihr so lange schon ein Vorbild weiblichen Strebens nach dem Ideal gewesen und nun, durch eine wunderbare Fügung und Führung ihres Lebens, ihr gleichsam körperlich nahe getreten war, um sie an die unablässige Verfolgung höchster Geistesziele zu mahnen.

Unter der Macht dieses Grundprinzipes stand auch ihre kurze Brautzeit. Mit wahrem Wissenshunger nützte sie die nun viel häufigere Anwesenheit Raimunds in der Villa aus, um ihre Kenntnisse in zahlreichen ihr wichtigen Fächern zu vervollständigen, auf schwierigen Gebieten Führung und Förderung zu erhalten, und für neue Ergebnisse in Kunst und Wissenschaft sich mit Vorkenntnis und Einsicht auszurüsten zu lassen.

Es war eine sehr „lehrhafte Brautzeit“, wie einmal der Vater kopfschüttelnd bemerkte, und auf „Zärtlichkeitsgetändel“ wurde wenig Zeit verwendet; so wenig, daß der sonst so lehr-eifrige Bräutigam nicht selten Laune und Stimmung verlor und ein ruhiges Gespräch mit dem Schwiegervater, ein leicht hinfalterndes Wortgefecht mit Fanny oder anderen Besucherinnen des Hauses, den unablässigen Fragebeantwortungen, zusammenfassenden Darlegungen, künstlerischen Demonstrationen, wie sie Katharinen's nicht zu ermüdender Wissenstriebe beanspruchte, vorzog. Zu ihrem größten Erstaunen, zu ihrer tiefen Bestürzung! Wie schwer waren doch diese Männer der Wissenschaft zu verstehen! Wie seltsam vereinigten sie oft die größten Kontraste! — Sie zog die feinen Augenbrauen zusammen, schüttelte den Kopf, und warf dann wohl der Statuette Vittoria Colonna einen Blick zu, der fast ein Gelächris enthielt. Ach! der Weg zum Ideal war ja zu keinen Zeiten glatt und blumenreich gewesen! —

Beide Verlobte hofften von der vollständigen Vereinigung durch die Ehe Erfüllung aller ihrer Wünsche, beide wünschten den Termin der Eheschließung möglichst beschleunigt, und der Landschaftsrat, dem der Zustand der Dinge, wie er nun einmal war, wenig erfreulich dünkte, fand sich in die früher fast mit Leidenschaft gefürchtete Aussicht, Katharina ganz wissen zu müssen, nun ohne allzu große Überwindung. Auch er hoffte für die unruhig strebende Tochter von der Ehe Beruhigung und Befriedigung; und so wurde die Hochzeit auf einen der letzten Märzstage festgesetzt und — in kleinstem Familien- und Freundeskreise — in bewegtester Stimmung gefeiert.

Unter den jugendlichen Brautmädchen glänzte Fanny von Salbern durch edle, von stiller Trauer gehobene Schönheit; ihr Führer war der Hauptmann von Nestorp, der in schöner ernster Haltung der Feierlichkeit beiwohnte und — was er dabei an Schmerzen zu überwinden hatte, durch kein Wort, keine Geberde verriet. Seiner Nachbarin widmete er eine ruhige herzliche Aufmerksamkeit, zeigte tiefes Interesse für die gelegentlichen Offenbarungen ihrer edlen liebenswürdigen Natur, für die Mitteilungen aus ihrem Leben dabei beim Vater, und nahm so Fannys ihm so schon geneigtes Herzchen vollends gefangen. Er beglückte sie, daß er, entgegen seiner sonstigen Schwermüdigkeit, heute von entgegenkommender Bredsamkeit war, über sich selbst, seine Lebensumstände, Bestrebungen und Ziele freimütig und herzlich sprach und, discret, doch unverkennbar ihre Teilnahme für dieselben in Anspruch zu nehmen schien; ihre ganze Seele waltete ihm entgegen, und so voll ruhrender Hingabe war der Blick, den sie im Laufe des Gespräches aus glückstrahlenden Augen zu ihm erhob, daß der erste Mann fast die Besonnenheit verlor, und Röte und Blässe auf seinem Antlitz wechselten.

Inzwischen vollzogen sich zwischen dem Landschaftsrat und Katharinen die letzten Anstufungen inniger, fast schmerzhafter Zärtlichkeit, und manches ernste schwerwiegende Wort befundete den tief aufgewühlten Gemütszustand beider. Letzte Abmachungen, Verabredungen wurden getroffen, letzte Versprechungen gegeben und erbeten — dann entzog sich Katharina, blaß wie eine weiße Rose, den Umarmungen des Vaters, der Freundinnen, den Wünschen und Händedrücken der Freunde — und ein ihrer harrender Wagen entführte die jungen Eheleute rasch den Blicken und Winken der an Fenstern und auf dem Balkon ihnen nachschauenden Hochzeitsgesellschaft.

Eine warme zärtliche Mädchenhand berührte die auf der Balustrade ruhende Rechte des trauernden Vaters. Er fuhr wie aus Träumen empor. Seine großen fragenden Augen schimmerten feucht.

„Nun ist sie fort, Fanny.“ sprach er mit stockender Stimme, eine tiefe Bewegung mühsam bekämpfend.

„Auf der Reise zum Glück,“ fügte Fanny kopfsnickend bei und drückte des armen Vaters Hand zärtlich.

Der Landschaftsrat schüttelte resigniert den Kopf. „Es wäre ein Trost, das denken zu können. Aber glaub mir, Fanny, — ihr ist nicht bestimmt glücklich zu sein. Dieser Dämon der Wissensgier zehrt ihr jedes Glück, daß ihr die Liebe eines waderen Mannes bereiten könnte und treulich zugehört, vor der Lippe fort. Sie hätte ihr Geschick in keines anderen Mannes Hand geben und lassen dürfen, als die, welcher die Natur sie zugewiesen hatte — ihres Vaters! — Und ich — ich habe sie nicht halten können.“

Er schwieg einen Moment, wie um sich zu sammeln, und fuhr dann in gefästerem Tone fort: „Doch das ist nun vorbei und so laß uns nicht mehr davon sprechen, sondern — hoffen! — Du willst morgen auch fort?“

„Ja Dunkel! Auf des Vaters Wunsch. Die Rückkehr Ulrichs ins Elternhaus macht allerlei Arrangements im Haushalt nötig, denen ich mich nicht entziehen darf. Die Tante wollte zwar nichts von Abreisen wissen und stellte ihre „kleinen Krämpfen“ als unerfreuliche Folgen in Aussicht; aber ich denke, sie wird es überstehen, und — ich komme ja auch wieder.“

„Darauf hoffe ich, liebe Fanny,“ sprach der Landschaftsrat weich. „Deine Abwesenheit läßt mich meinen Verlust noch tiefer empfinden, noch viel tiefer! — Aber dein Vater ruft und so mußt du folgen! — Ich gebe dir noch einen Brief an ihn mit; er schrieb mir so glücklich über Ulrichs Lebens- und Sinnesänderung. Weißt du übrigens, wer deinen Bruder seinem hiesigen Lasterleben entriß und seinem besseren Selbst und den Seinen wiedergegeben hat?“

„Nein! kein Wort! Wer ist es?“

„Wer anders als unser trefflicher Hauptmann! O es ist ein herrlicher Mensch! — Leider darf ich dir nichts Weiteres darüber sagen! es ist ein Geheimnis zwischen deinem Vater und mir!“

„Ich brauche nichts Weiteres zu wissen,“ sprach Fanny mit zitternder Stimme und blühenden Augen, „um ihn zu segnen für mein ganzes Leben! Ja — ja! ein herrlicher Mensch! . . .“

Ihre Augen überflogen, ins Zimmer zurückgewendet, die Gesellschaft, die in Gruppen plaudernd beisammen stand; der aber, den ihre Blicke suchten, war nicht mehr unter ihnen. Durch den im ersten jungen Grün prangenden und duftenden Tiergarten schritt er einsam und sinnend dahin, tiefausatmend zuweilen und dem sehnuchtsvollen Sang der Nachtigal lauschend, die heute zum erstenmale ihre süße Stimme erklingen ließ. Die hohen, bald schluchzenden, bald jauchzenden Töne trafen ihm das Herz im tiefsten Innern. War es Klage um ein verlorenes, war es Jubel um ein kommendes Glück? . . .

Zehntes Kapitel.

Das Holmsche Haus war nach Katharinas Abreise in der That fast einsam geworden. Nicht als ob die alten Freunde sich verloren oder zurückgezogen hätten, als ob durch ihr Scheiden der Umgang mit andern Häusern abgebrochen wäre, oder der Landschaftsrat seine Beziehungen zur Gesellschaft abgebrochen hätte, aber es fehlte der Villa jenes unbeschreiblich anziehende weibliche Element, das ihr Katharinens geistvolle Natur, ihre lebenswürdige, im besten Sinne des Wortes interessante Persönlichkeit verliehen hatte; es fehlte vor allem dem einsamen Vater, und keine Ehrenbezeugung im Amte, kein Achtungsbeweis in der Gesellschaft, kein Erfolg im parlamentarischen Leben vermochte ihm für das, was er in und mit der geliebten Tochter verloren hatte, Ersatz zu leisten. Sie mangelte ihm überall und zu jeder Zeit!

Seine beste Zeit war und blieb ihm die Morgenstunde, wo Katharina ehemals ihm sein Frühstück serviert und durch zärtliches, seelenerlöschendes Geklapper gewürzt hatte; wo jetzt ziemlich regelmäßig ihre Briefe eintrafen. Aber wie viel gaben auch diese zu sinnen und zu sorgen! Wie erfüllten sie das Herz des einsamen Mannes mit stillen Befürchtungen!

Den ersten angenehmen Eindrücken des kleinen, weltabgelegenen Ortes auf Katharinens phantasievolles Gemüt war naturnotwendig bald eine gewisse Ernüchterung gefolgt. Dieses öde, um kleinste und wertloseste Interessen sich trüg abspielende Stilleben der wenigen gebildeten Familien lag bald unver-schleiert vor ihren klaren Blicken da und stieß sie ab; das nüchterne Bewußtsein der an der Klosterschule wirkenden Gelehrten, so weit, weit entfernt von den Phantasiegebilden, die ihr einst von einem solchen ausschließlich der Wissenschaft geweihten Leben glänzend vorgeschwebt, erschreckte sie geradezu! „Diese einseitig gebildeten, in monotoner Wiederholung erstarrter Penia pedantisch gewordenen Geister, deren Blicke nicht mehr über die Kirchthurminteressen des Landstädtchens hinweg zu reichen vermochten, waren sie Abbilder dessen, was Raimund in solcher Umgebung auch einst zu werden bestimmt war? Diese jungen Männer, erst seit Jahren oder Monaten von den Centralstätten höchster Bildung hierher verschlagen, ins ersehnte Amt getreten und schon allem höheren Streben entagend, an dem mitgebrachten ärmlischen Bäcker-Wissens sich genützend, um nur in phils-trösem Wirtshaus-treiben nicht beeinträchtigt zu werden, zeigten sie nicht klar, wie entnervend, wie abstumpfend ein auch nur kurzer Aufenthalt in dieser Umgebung wirkte, wirken mußte!“

So klagten und fragten bald voll aufdämmernder Sorge ihre Briefe, so bestätigten sie des Vaters schlimmste Ahnungen und Befürchtungen, und machten ihm das Herz schwer.

Was ihn vorerst noch tröstete, war, daß Katharina über ihr häusliches Leben befriedigt schrieb. Sie meldete voll hoher Genugthuung, daß Raimund jede Stunde, die ihm das Amt übrig lasse, ihr und ihren gemeinsamen Studien widme, daß sie umfassende Pläne für Durcharbeitung ganzer Wissenschaften entworfen habe; daß sie bei Raimund auf Zustimmung, wenn auch nur mit Einschränkung, getroffen, daß derselbe auf ihre Bitten gleichzeitig an die Ausarbeitung seines längstgeplanten, die Studien- und Reiseergebnisse seiner letzten Jahre zusammenfassenden Werkes gegangen sei, und daß somit — alles in allem genommen — trotz entsetzlichen Mangels an jenen geistigen und künstlerischen Anregungen, an die sie in Berlin (schönes ewig ersehntes Berlin!) so sehr gewöhnt worden, das Leben dort „im Exile“ nicht ganz frucht- und reizlos verrinnen werde.

Diese hoffnungsvolle, mit den vorhandenen Umständen sich heroisch abfindende Stimmung hielt einige Zeit lang vor. Katharina schrieb entzückt über das Vorschreiten von Raimunds Werke und dessen Tiefe. „In der Teilnahme an dieser köstlichen Schöpfung,“ so schrieb sie eines Tages, „genieße ich die reinsten und edelsten Freuden, und alles, was mich hier sonst bedrückt und quält, fällt dann von mir ab. Selbst jene bedeutende Bewegung, in der großen Welt Berlins, von der Du schreibst, mein teurer Vater, verliert dagegen an Reiz und Interesse. In solchen Stunden wiederhole ich mir oft laut jene schönen Worte Friedrich Schlegels, die — wie Du weißt — der Wahlpruch meines Lebens geworden: 'Es giebt keine große Welt als die Welt der Künstler und Gelehrten!' Sie leben hohes Leben! Und in diesem Bekenntnis soll mein zukünftiges wie mein bisheriges Dasein wurzeln. Habe also keine Sorge um mich, Geliebtester!“

Die letztere Mahnung war sicher wohlgemeint, und gern wäre der Generallandschaftsrat ihr gefolgt, hätte er sich nur, trotzallem, einer ängstlichen Unruhe um die teure Tochter entschlagen können. Er erkannte nur allzu deutlich, daß jene befriedigten Worte, jene freundliche Mahnung einer nur momentan gehobenen Stimmung entstammten; er durchschaute auch mit schmerzlicher Klarheit, daß Katharina inmitten einer ihr tief antipathischen Umgebung nach einem sicheren Halt suchte und ihn in der gemeinsamen Geistesarbeit finden wollte; daß das geträumte Glück vor ihren großen sehnen- den Augen weiter und weiter entwich. Was ihr allein eine wirkliche und dauernde Befriedigung — trotz aller Misere des umgebenden stagnierenden Kleinlebens — hätte geben können: tiefe innige Liebe zum Manne, eine Liebe, die sich in der Person des Gatten befestigt fühlt und darüber alles andere Unliebsame vergißt — dies Eine fehlte ihr. Alle ihre Liebesempfindungen, alle ihre gehobenen Stimmungen, alle ihre Bestrebungen und Hoffnungen wurden durch den Verstand vermittelt, und der scharfsichtige Vater konnte sich der Befürchtung nicht entziehen, daß eines Tages, wenn diese geistige Befriedigung versiege oder auch nur schwächer würde, Katharinens Lebensglück vollends in Trümmer gehen müsse.

Schmerzliche Teilnahme empfand der Generallandschaftsrat vornehmend auch mit dem Geschick seines wackeren Schwieger Sohnes. Er kannte Welt und Leben genug, um zu beurteilen, daß auch dieser sich in seinen Hoffnungen enttäuscht, in seinen Ansprüchen auf ein Glück, wie es ihm vorgeschwebt, betrogen finden müsse. Ein so hoch gespanntes Leben im Geist mußte ihn auf die Dauer erschöpfen; in der unablässigen Anwendung der intellektuellen Kräfte, wie Katharina sie von ihm forderte und ihrer Natur nach fordern mußte, konnte er eine Befriedigung fürs Leben nicht finden, mußte er die Entbehrung seelenjäthiger, im tiefsten erquickender Herzens- liebe schwer empfinden. Auch konnte Katharina, wenn sie eben dieser Liebe nicht fähig war, für vieles, was Harwyn teuer, ehrwürdig, heilig war, keine Mitempfindung, für vieles, was mit seinem Amt als werth Pflichten verbunden war, kein Verständnis, keine Schonung haben. Sie, die alles unter dem Gesichtspunkt des „hohen Lebens“ aufsaßte, mußte notwendig die stille treue Kleinarbeit des Lehrers, die überwachende Thätigkeit des liebevollen Erziehers unterschätzen, wenn nicht seiner unwert erachten; die ganze Amtsführung mit ihrem streng- geregelten Pflichtentwerfen, ihrem notwendigen Anschluß an die Arbeit der Kollegen (die sie so geringschätzig beurteilte), ihrer unerlässlichen Unterordnung unter die Oberleitung des Direktors der Schule (den sie als einen aufgeblasenen Ignoranten charakterisierte) mußte ihr als eine Degradation ihres Mannes, als ein schwerer Abfall von seiner eigentlichen Bestimmung, dem „hohen Leben“ in Kunst und Wissenschaft erscheinen! — Die vornehmende Sorge ließ den einsamen Mann in der Tiergarten-Villa nicht mehr los.

Zwar Katharinens nächste Briefe rechtfertigten diese Befürchtungen nicht; vielmehr hatten sie allerlei Erfreuliches zu berichten: den Genuß neuer interessanter Bücher; die Ankunft einer schweren Kiste mit Altertümern, ethnographischen Raritäten, seltenen Wildern etc., die Reinhold aus Asien abgehandelt hatte, und die nun erst, auf weiten Umwegen und unter viel Zeitverlust in seinen Besitz gelangt war; sie wußte von ehren- deren Anerkennungen zu melden, die ihrem Manne aus Gelehrtenkreisen geworden, knüpfte an dieselben allerlei Hoffnungen für eine große akademische Karriere und machte voll Befriedigung Mitteilung vom Fortschreiten „des Buches“.

Der Generallandschaftsrat begann aufzuatmen, doch wagte er sich seiner heimlichen Besorgnisse noch immer nicht zu entziehen, empfand vielmehr ein brennendes Verlangen, sich selbst vom dem Leben der beiden teuren Menschen zu überzeugen, und lud, da er nach Beendigung der parlamentarischen Diät sich auf sein Gut zu begeben entschlossen war, das junge Ehepaar für die bevorstehenden Sommerferien dahin dringend ein.

Die Antwort Katharinens verzögerte sich auffällig, war, als sie endlich anlangte, felsam kurz und lehnte zu des Vaters Bestürzung die Einladung in die Heimat ab. Sie sei seit einiger Zeit nicht ganz wohl, bedürfe der Ruhe, könne auch ihren Mann nicht mitten aus dem großen Werke, für welches sich neuerdings leider immer weniger zusammenhängende Mühe finde, aufstören lassen und bitte, die Einladung nach dem geliebten Hofenfelde sich für den Herbst, wenn nicht für das schöne Weihnachtsfest aufbewahren zu dürfen.

Der ganze Ton des Briefes atmete verhaltene Aufregung; etwas von fliegender Hitze hauchte den Vater aus Sachbildung und Wortwahl an; die alten Sorgen stiegen mit verstärkter Kraft in ihm auf . . .

Zwar die nächsten Briefe der Tochter schwächten — offenbar absichtlich — den Eindruck, den jenes Schreiben auf den Vater gemacht, ab; auch ihr Unwohlsein erwähnte sie leichtthin als schon beseitigt. Dennoch war dem Schreiben ein nur wenig unterdrückter Kummer anzumerken, wengleich das, was sie über ihren Mann mitteilte, in leichtem Tone gehalten war. Die Amtsführung nehme neuerdings immer mehr Zeit in Anspruch, und nicht selten gehe der ganze Tag darauf, so- daß an eigenes geistiges Leben nicht zu denken sei. Aber Raimund scheine das alles noch für zu wenig zu erachten; er ziehe die Schüler auch außer den Lehrstunden einzeln an sich heran, opfere ihnen den größten Teil seiner kärglichen Mühe, bekümmere sich eingehend um ihre Privatverhältnisse, opfere einzelnen Zurückgebliebenen gratis seine kostbare Zeit zu Nachhilsstunden: Alles das sei ja recht gut und für die subalternen Lehrkräfte eine ganz paßliche Erweiterung ihrer Unterrichtst- thätigkeit, aber für Raimund sei es ein Raub an seinen höheren Zielen. Sie müsse suchen, ihn zur Einschränkung dieser von niemand geforderten und von niemand voll gewürdigten Zeit- und Kraftvergeudung zu bestimmen.

Der Generallandschaftsrat erschraf bei Lesung dieser Epistel heftig. Seine höchsten Ahnungen waren im Begriff sich zu bestätigen. Ein tiefer Konflikt schien sich zwischen den Gatten zu entwickeln, und zwar aus entgegengesetzten Pflichtbegriffen. Harwyn konnte eine Einmischung in das, was er als heilige Pflicht gegen die ihm anvertraute Jugend erkannte, nicht gestatten, und Katharina war nicht fähig, ihre Anschauungen vom „hohen Leben“ in der Wissenschaft umzuändern zu gunsten einer pädagogischen Thätigkeit, die, nach außen so unscheinbar, ihren Segen tief in sich trug. Ihr konnte solche nur als Beeinträchtigung seiner Verpflichtung gegen sich selbst und — seine Gattin und Geistesgenossin erscheinen. Der

Vater schüttelte kummervoll den Kopf. „Unverföhnbare Gegen- sätze,“ murmelte er, das Papier zusammenknitternd, „ein Ab- grund klafft auf, und was allein die Brücke schlagen könnte zu vollem Ausgleich — die alles überwindende Liebe fehlt! — Arme Käthe! Armer Raimund!“ —

Noch ehe der Generallandschaftsrat seine lang und sorgfältig überdachte Antwort abschenden konnte, traf ein neuer Brief Katharinens ein, durch ein bedeutames Ereignis in dem kleinen Schulstaate hervorgerufen und daselbe mit bitterem Humor behandelnd. Der Departementsrat für Schulwesen war zur Revision der Klassen und wiederholten Konferenzen mit einzelnen Lehrern wie mit dem gesamten Kollegium ein- gehend Kenntnis von den Zuständen des Instituts genommen. Eine Abendgesellschaft beim Direktor, an welcher auch die Damen des Kollegiums Teil genommen, hatte den Schluß der aufregenden Woche gebildet. Bei letzterer Gelegenheit war auch Katharina in ein längeres Gespräch mit dem gefürchteten Manne der Regierung gekommen und schilderte ihm dem Vater nun in burlesker Beleuchtung. „Ein ganz mittelmäßiger Kopf, lächerlicher Pedant mit geringem, pomphaft aufgebauscht- em Wissen, mit seinen Anschauungen über Wissenschaft und Kunst erstarrt in den engen Formen der Schule, kühnem geistigen Streben geradezu abgeneigt und diese Abneigung keineswegs verhehlend.“ Katharina hatte sich die günstige Gelegenheit, einen Kampf für die „höchsten Güter“ des Lebens aufzu- nehmen, natürlich nicht entgehen lassen; mit ihrem Feuergeist, der von lang unterdrücktem Zorne nur noch intensiver auf- loderte, hatte sie die Prinzipien des Regierungsmannes, die derselbe in selbstgefälliger, jeden Widerspruch (wie er meinte) ausschließender Nachdrücklichkeit aussprach, aufs leidenschaft- lichte bekämpft, hatte den dürftigen Pedanten mit ihrer glän- zenden Dialektik Schritt für Schritt zurückgedrängt und mit dem gleichsam in den Winkel Getriebenen schließlich fast — ihr Spiel getrieben. Voll ohnmächtigen Zorns hatte endlich der geschlagene Regierungsmann das Gespräch in geradezu grober Weise abgebrochen.

Die Folgen sollten nicht ausbleiben. In einer Schluß- und Abschieds-Konferenz hatte der Departementsrat als uner- läßliche Forderung aufgestellt, daß die Lehrer mehr noch als bisher ihre volle und ausschließliche Hingabe an die Schule und nur an die Schule darzutun hätten. Er hatte wöhent- liche Besprechungen der Lehrer in versammeltem Kollegium über pädagogische Fragen angeordnet, schriftliche Arbeiten der Lehrer über schwebende Punkte der Unterrichtslehre erforderte, immer engeren privaten Verkehr mit den Schülern empfohlen und endlich vor „jenem Geist falscher Wissenschaftlichkeit“ gewarnt, der dem Lehrer die besten Kräfte für sein Amt entziehe und genau befehle, nichts als Hochmut sei. Dem Lehrer aber geizige entgegensehende Demut in tren geübter Pflichterfüllung, und hiervon möge man sich durch nichts, am wenigsten, durch die Einflüsse ehrgeiziger und überhebender Frauen“ abwendig machen lassen!! —

Hier brach der in bitter humoristischem Tone abgefaßte Bericht ab, und in tiefem Ernst hatte die Schreiberin einige Tage später fortgefahren. Infolge jener eben geschilderten Vorgänge (die Raimund ihr voll Erregung mitgeteilt) sei es — nach langer Zeit zum erstenmale wieder — zu einem die Ziele des Lebens betreffenden, tief eingehenden Gespräche zwischen ihr und ihrem Mann gekommen und leider dabei zu schmerzlichen Differenzen. Raimund habe sich (oh!) in den Hauptpunkten auf die Seite des inspisierenden Departements- rates gestellt, lasse sich seit jenem Tage, mehr noch als bisher, von den „heiligen Pflichten seines Amtes“ in Anspruch nehmen; habe oft an ganzen Tagen keine Stunde für sie und seine wissenschaftlichen Arbeiten übrig und fange sogar (o tiefste Stufe der Erniedrigung!) an, den bei Bier und Tabak be- gangenen Konventikeln der Kollegen in einem obsturen (angeb- lich sehr gemüthlichen!) Wirtshause Gefallen abzugewinnen! — Weiter könne es nicht gehen! Binnen kurzem werde Raimund nicht besser sein, als die verhöhrten selbstzufriedenen Veteranen des Kollegiums, deren Geisteshorizont sich nicht weiter spanne, als der Umkreis ihres baumvollen Regenschirms. Und das dürfe — dürfe nicht sein! Sie müsse auf Abhilfe sinnen, auf Abhilfe um jeden Preis!

Der Generallandschaftsrat war in tiefster Seele erschrocken; er antwortete sofort, mahnte, warnte, bat, flehte um Mäßigung, um Besonnenheit und harrete mit Sehnsucht einer beruhigen- den Antwort; aber diese blieb aus — lange Tage, Wochen! Und schon stand der aufs höchste beunruhigte Vater im Begrif abzureisen, um sich persönlich vom Stand der Dinge zu überzeugen als ein flüchtig, offenbar in tiefer Aufregung ge- schriebener Brief anlangte, der das Schlimmste offenbarte.

„Mein geliebter Vater! Ich habe Dir eine schmerzliche Nachricht zu geben: ich komme zu Dir als eine Heimatlose und Hoffnungslose. Hier ist alles aus. Nimm mich gütig auf und bewahre mich vor Verzweiflung. Wenige Stunden nach Empfang dieses Briefes siehst Du mich wieder — ach! mit geknicktem Flügel. Das Äußerste ist geschehen. Ich durfte und konnte Raimund nicht verfallen, sich selbst ungetreu werden lassen. Ich sagte ihm, daß ich ihn aus den unwürdigen Banden, in denen sein Geist hier hinfriede, lösen werde — lösen müsse, und ich that — ohne sein Wissen — den ent- scheidenden Schritt: ich forderte in seinem Namen von der Provinzialbehörde die Entlassung aus dem Amt!“

Was darauf behördlicherseits geschah, kannst Du Dir ja denken; aber Du wirst dir nicht denken können, daß Raimund meine Motive verkannte, mein Recht zu solcher That befreit und mich vor der Behörde verleugnete! — Nun war es ja entschieden: er bleibt und ich — gehe. Aber ich gehe zu Dir, mein teurer, geliebter Vater, und bei Dir will wieder ge- funden von aufreibender Krankheit, bei Dir wieder ein Heimats- gefühl erwerben, von Dir — und mir von Dir erfahren, was Recht und was Unrecht ist in dieser Welt, wo die Ideale den Kampf mit dem Realen, wie es scheint, nicht mehr aufrecht halten können. Oh, daß es so ist! daß es so ist! —

Deine arme

Tochter.

Der unbeschreiblich bestürzte Vater traf eilends die nötigen Anstalten zu Katharinens Empfang, und noch waren dieselben nicht vollendet, als ihr Wagen an der Rampe des Herren- hauses von Hofenfelde vorfuhr.

Das Wiedersehen von Vater und Tochter war ein erschütterndes, umso mehr als Katharinens Aussehen schwere Befürchtungen wecken mußte. Das ehemals so schöne Mädchen



An Nord- und Ostseegestaden. Originalzeichnung von Themitokles von Edenbrecher.

war in der blassen nervösen Leidensgestalt, die aus den Armen des Vaters atemlos auf ein Sofa sank und konvulsivische Thränen vergoß, nicht wieder zu erkennen. Man brachte sie auf ihr Zimmer, bettete sie in halbdunklem Zimmer bei tiefster Stille, und ein Reitknecht sprengte auf des Landschaftsrates bestem Renner, dem „Eightfoot“, in die Stadt, den Hausarzt zu beschneiden.

Der selbe kam ohne Zögern, konstatierte einen hochgradigen Reizzustand und ordnete eine auf lange Zeit berechnete, höchst sorgsame Krankenpflege an. Eine Pflegehelferin wurde für nötig erachtet; auf Katharinens Bitten eine ehemalige Freundin, die sich aus ernster Lebensrichtung der Krankenpflege zugewendet hatte und eines hohen Rufes genoß. Sie kam und trat mit jener Ruhe und sanfter Entschiedenheit, die für Leidende so wohlthuend zu sein pflegt, ihr Pflegeramt an, knüpfte von neuem das ehemals zwischen ihr und Katharina bestandene Freundschaftsband in liebevollster Weise.

Zu einer umfassenden Aussprache mit dem Vater kam es zunächst nicht, einmal weil der Arzt jede Aufregung ängstlich verboten, dann auch, weil eine „Nachtragsession“ den Landschaftsrat — zu seinem Schmerz — vom Bette der Tochter weg in die Residenz rief, wo er für die nächsten Wochen und Monate gefesselt blieb. So genoß Katharina eine stille — unbeschreiblich stille und gedeihliche Zeit in Ruhe und Nachdenken, Sinnen und Träumen, und in tiefbeglückendem Gedankenaustausch mit der Freundin, die sich zugleich als Körper- und Seelenpflegerin erwies.

Von Raimund kamen in gemessenen Fristen freundliche doch gehaltene Briefe. Er freute sich, daß ihr die „Erholungsreise“ in die Heimat so wohl bekomme, bat, sich recht zu schonen und pflegen zu lassen — erwähnte aber nichts von dem, was ihre Trennung herbeigeführt, und schloß regelmäßig mit der Hoffnung, sie recht bald und erfreulich verändert wieder zu sehen.

Katharina versant nach der Lesung dieser Briefe gewöhnlich in tiefes Nachdenken; dann erhoben sich ihre Augen weit und groß zu dem kleinen Wandregal über ihrem Ruhelager, auf dem wenige mitgebrachte Bücher, ihre und Raimunds Lieblingsautoren und das schöne Eisenbein-Schnitzbild Vittoria Colonnas standen, und siekehrte ihr Haupt gegen die Wand und senkte tief.

Erfreulicher waren die Briefe, die von Fanny von Salbern eintrafen und jedesmal mit uniger Lust gelesen wurden. Nur die Pflege ihres erkrankten Vaters hinderte sie, wie sie schrieb, nach Hohenfeld zu eilen und den ihr von Gottes und Rechts wegen zuzuführenden Platz an Katharinens Krankenbette einzunehmen. Ihre Briefe waren übrigens voll Schaffheit und präzisem Humors; die letzten außerdem voll geheimnisvoller Andeutungen. Den Sinn davon deutete um die Weihnachtszeit eine schön gestochene Karte mit der Verlobungs-Anzeige Fanny von Salberns mit dem „Major“ im Generalstab Heinrich von Westorp — zu Katharinens inniger Freude. Ein zärtlicher, der Anzeige folgender Brief Fannys erklärte in liebenswürdig-uniger Weise, wie das alles nun doch so gekommen, daß sie, die dumme Fanny, den „Kavalier ohne Tadel“, der Käthchen nicht gelehrt genug gewesen, zum liebsten Schatz bekommen habe und so sehr — sehr glücklich sei. — Ob sie, die liebe Käthe, übrigens wisse, daß ihr ehemaliger litterarischer Adjutant, Dr. Banzger, sich vor einigen Monaten einen niedlichen aber sehr gefochtenen Korb von ihr geholt? Nein! Nun denn — zur Kenntnisnahme! — So gelehrte Leute müßten gar nicht heiraten, das sei schon oft — und mit Recht behauptet! Trotz dem bewerbe er sich jetzt um Erna v. Dven!

Katharina lächelte träumerisch. „Die Gute, Liebe!“ flüsterte sie still; „sie hat das gute Teil erwählt.“ Der Winter verging und die ersten Frühlingstage fanden Katharina in fast völlig befestigter Gesundheit; dennoch — seltsam — hütete sie seit einigen Tagen wieder das Bett, und der Arzt kam täglich nach ihr zu sehen. Aber auf seinen Mienen trug er einen fröhlichen Ausdruck, und an einem schönen Aprilmorgen (der Baumgarten stand in voller Blüte) winkte er Schwester Hildegard bei Seite und flüsterte ihr lächelnd zu: „Telegraphieren Sie an Mann und Vater. Es handelt sich nur noch um Tage.“

Es geschah, wie er gesagt, und in seliger Not harrete Katharina jener bedeutsamsten Stunde, die das Leben des Weibes aufzuweisen vermag.

Und sie ging vorüber, in Segen, — ein liebeliches Mädchen hob Schwester Hildegard vor den glückstrahlenden Augen der bleichen Mutter empor, legte das Kind still und sanft in deren zitternde Arme.

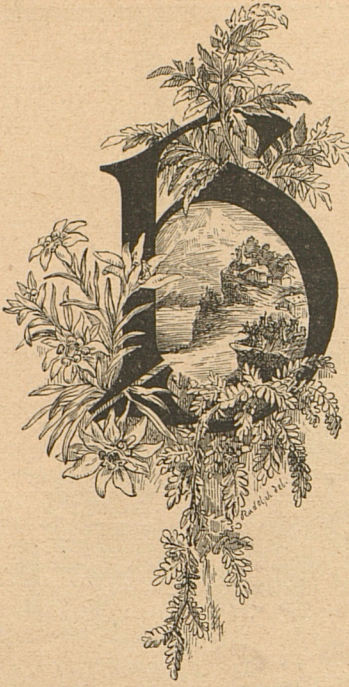
„Wo sie nur bleiben?“ So klang am Abend dieses Tages die Frage von Lippe zu Lippe; da rollte, wie die Sonne schon im Sinken war, ein Wagen auf die Rampe, und wenige Minuten später vernahm Katharina Stimmen, vor denen ihr Herz in Seligkeit erbebte. Leise ging die Thür auf, und über ihr Bette beugte sich der Mann, dem seit wenigen Stunden ihr Herz in tiefster, seligster Liebe gehörte. Welch ein Wiedersehen! — Endlich trennte das Gebot des Vaters, der mit Augen voll Freundentränen dem Vorgang zugeschaute, die Liebenden. „Nur noch ein Wort,“ sprach Harwyn, sein Töchterchen voll unaussprechlicher Zärtlichkeit zurückgebend; „auch ich, geliebte Käthe, bringe dir ein Neugeborenes, mein Buch, das in deiner Abwesenheit, in Schmerzen und Einsamkeit der Vollendung entgegen gereift ist. Hier ist es!“ — Und er legte einen schönen Band sanft auf ihre Decke.

Selig liebend glitt Katharina mit schwacher Hand darüber hin. „Gabe Dank, mein geliebter Mann,“ flüsterte sie, „für alles, was du mir mit und in diesem Werke giebst. Es wird das letzte Buch sein, das ich für lange — lange Zeit lese. Genug habe ich mit unfruchtbarstem Wissen und ungesunden Vertriebe die Zeit verborben, und darüber veräumt, dich glücklich zu machen! Vergieb, o vergieb! Und denke immer, daß ich selbst an unglücklichen war. Hinfort soll alles anders werden. Wie Vittoria Colonna habe ich die Gelehrsamkeit abgeworfen, um dafür ein geliebtes Kind an mein Herz zu schließen, und hinfort in seinen Augen zu lesen, zu studieren. Für das ‚hohe Leben‘ der Wissenschaft habe ich ‚höchstes Leben‘ der Mutterfreude eingetauscht und stehe am Ziel meiner Wünsche.“

Er blickte sie an — in wortloser, tiefinniger Wärme, und beugte sich mit heischem Kuß über die bleiche Hand der jungen Mutter. Die Abendsonne aber, die schräg ins Zimmer fiel, hüllte Eltern und Kind wie in eine lichte verklärende Glorie.

— E n d e . —

Im Hause eines Dichters.



ein Bächlein, das hinter dem Hause ein Wiesengrundstück durchschneidet, welches auf Weinberge ausmündet. Diese steigen langsam an zu der Höhe, von der eine malerisch gelegene Ruine ins sächsische Land hinausragt. In der Nähe, an der durch die grünen Matten leuchtend dahinflutenden Elbe, breitet sich, umrahmt von den dunklen Baumgruppen des stattlichen Schloßgartens, das königliche Residenzschloß Pillnitz aus.

Ich kehre zu meiner stillen Veranda und ihrem dichten Gebüsch, aus dem mich blauäugige Winden verstoßen anlugen, zurück. Über der Thür und zu beiden Seiten über den Fenstern liegt man Sprüche, welche die ganze Sinnesweise desjenigen, der mit ihnen einst sein bescheiden Heim geschmückt hat, aussprechen. Sie lauten: „Liebe die Guten mit freuem Mute, Dann hast du das Gute.“ — Ferner: „Lern' dich bescheiden, dann, was auch schiebe, Bleibt dir der Friede.“ — Endlich: „Sei fromm ergeben, dann, was auch komme, Weist du, was fromme.“

Und nun schreite ich die wenigen Steinstufen der Treppe hinauf und trete in den kleinen Salon. Es dämmt bereits stark, aber ich erkenne an den Wänden noch altbekannte, mir von früher her vertraute Bilder. Hier eine Richtersche Christnacht und zwei Richtersche Genoveva-Bilder, dort ein G. Hammerisches Tierstück, daneben eine Lithographie, die wohlgetroffenen V. Auerbach in seinen besten Jahren darstellend, wie er behaglich auf einer Rasenbank hingestreckt, hinter sich ein Schwarzwälder Bauernhaus, den Waldesduft einschließt. Es wird dunkler, die Gegenstände rings umher verschwimmen wie im Dämmer der Vergangenheit, nun aber flutet heller Mondschein, das Gewölk durchbrechend, durch das Gemach, und von Consolen und Büsten und vom Kaminsims blicken Lichter auf, als ob zur festlichen Abendstunde Kerzen angezündet seien. Eine festliche Abendstunde — ja, und wieder beleben sich der Salon und die anstoßenden Räume, wie vor 26 oder 27 Jahren. Auerbach, er liegt nicht mehr dort oben auf seiner Rasenbank, sondern dicht neben mir auf einem Schaukelsstuhl wiegt er sich hin und her, ein sonnig behagliches Lächeln in den Augen zügel. Neben ihm gewahrt man verschiedene bekannte literarische Charakterköpfe, Gutzkow, R. Waldmüller, G. Kühne, v. Reibisch u. a., umgeben von ihren Damen. Die liebenswürdige Frau vom Hause, die noch jetzt nach einem Vierteljahrhundert das in schöneren Lebenstagen ihr teuer gewordene Besitzthum treulich hütet, huscht geschäftig, um die Gäste zu bewirten, von einem Tisch zum andern. Bemerkungen fliegen hinüber und herüber, Gelächter erklingt, ein reger Austausch der Meinungen über Kunst- und Theaterereignisse bezeugt die „fruchtbare Metierstimmung“, um einen Auerbachschen Ausdruck zu gebrauchen, die damals in der Dresdner Gesellschaft herrschte. Dann wird Stille und mit gesammeltem Ernst lauscht man dem Gastgeber, der den Shakespeare vom Bühnenvort genommen hat und, ein Meister in der Kunst des Vortrags wie einst Tieck, uns den Schlusssatz aus Othello mit ergreifendem Pathos vergegenwärtigt.

Julius Hammer geb. 7. Juni 1810
gest. 23. Aug. 1862.

Errichtet von der Diebge-Stiftung in Dresden.

„O wie so bald verhallt der Reigen der Freude!“

J. Hammer ist durch die zahlreichen Auflagen seiner sinnigen Gedichte (Schau um dich und Schau in dich. 30. Aufl. Fester Grund. In allen guten Stunden, Auf stillen Wegen, 4. Aufl.) zu sehr in das deutsche Familienleben eingedrungen, als daß es nötig erschiene, seine Eigenart hier erst ausführlich zu schildern. Den Dichtern Rückert und V. Schäfer in ihren Spruchdichtungen verwandt, weniger farbenprächtigt in dem kunstvoll verschlungenen Vortrag wie der erstere, weniger blendend tiefsinnig wie der zweite, ist er schlichter, weniger in der Schlichtheit meistens anheimelnder als beide.

Nirgends aber kann man ihn besser würdigen als hier an der Stätte seines Schaffens und Wirkens, hier in diesem zum Friedhof gewordenen Garten, wo nickende Farnkräuter, die mit Rosen, Astern und anderen heimischen Zierrpflanzen bestandene Beete umsäumen, während in den dichten Büschen Rotkehlchen, Meisen und Amseln ihr lustiges Wesen treiben; hier, wo das stille Leben und Weben der Natur überall den Spruch des Dichters uns zurückruft:

„Lern' dich bescheiden, dann, was auch schiebe,
Bleibt dir der Friede.“

ent steh' ich nun vor der dichtbelebten, von Aematis und Wein und hochrankenden Rosen eingefaßten Veranda des bescheidenen einstöckigen Häuschens und zögere die Stufen, die in den offenen Salon führen, hinaufzugehen. Dort soll ich für einige Wochen wohnen, dort habe ich vor vielen, vielen Jahren bereits, wenn nicht gewohnt, doch gesellschaftlich verkehrt und ich kann nicht einkehren, ohne längst verblichene Farben in meiner Phantasie wieder aufzufrischen. Das Häuschen liegt mitten in einem schattigen Garten, den einige stattliche Nuß- und Birnbäume mit ihren Laubkronen überwölben, und ist durch dichtes Gebüsch von allen Seiten vor etwaigen zudringlichen Blicken geschützt. In der Seite des Gartens läuft

An Nord- und Ostseegestaden.

Plauderei von H. Rosenthal-Bonin.

Na, wenn man Flügel hätte! Wie oft wird dieser Wunsch von uns unvollkommenen Geschöpfen ausgesprochen, namentlich im Sommer, wenn die Sonne brüht auf Feld und Wald liegt und die Luft in den Städten eine fatale Mähnlichkeit mit der Atmosphäre der Backöfen hat — dann richtet sich der geistige Blick in die frischgrünen, bachdurchmurmeltel Thäler der Gebirge und träumt dort auf Felsen sitzend unter tiefdunkeln Tannen, er schwingt sich empor über die norddeutschen Ebenen und macht Halt an den Küsten des Meeres und lauscht dem brausenden, erquickenden Wellenschlage. Das sind unsere Flügel, sie kommen dem Geiste zu gut, aber der Leib geht dabei leer aus. Nun auch für den hat der erfinderische Menschenwitz gesorgt. Das Dampfroß verleiht uns die materiellen Flügel, sie führen uns fast mit Windeseile nach Nord und Süd, aber wie viel Materielles hängt an diesen Eisenflügeln...! Heute jedoch wollen wir von uns werfen alle Bedenken, ich erlaube mir vor den geehrten Lesern auszubreiten Janßs berühmten Zaubertrank, ich bitte die geehrten Herrschaften hinaufzutreten. Er erhebt sich und schwebt hinweg über rauchende Schornsteine, Flüsse, Wälder, Seen, Wege und Felder. Dort ziehen sich durch endlose grüne Wiesen Kanäle hin, altertümliche Giebelhäuser ragen empor — da blickt es weiß, das sind Dünen und blauschimmernd dehnt sich das Meer. Wir lassen uns nieder und sind in Holland, im Bad Scheveningen. Diese Paläste sind Badhotels und hinter den Dünen liegt das saubere Dorf, auf dem Meere draußen leuchten in der Morgensonne gewaltige Segel, es ist die Schifferflotte, die zur Tagesarbeit auszieht, und am Strande versammelte Badegäste geben ihr mit den Augen das Geleite — die Wellen brausen am Strand hinauf und leiten gegen den Fuß der Dünen, die hier zu einem breiten Fahrweg umgeschaffen, auf dem Equipagen fahren und eine elegante, vornehme Badegesellschaft sich bewegt, bedächtige Holländer, ernste, steife Engländer, lebendige reiche Deutsche und ab und zu ein höchst modern gekleideter Franzose; es herrscht ein stiller, feiner Ton hier, es ist außerordentlich ruhig und gemessen an diesem Punkt des unendlichen Meeres. — Zwar spielt rauchende Musik in den luxuriösen Kurparks, es giebt Picknicks und Bälle, die Nähe einer vornehmen Stadt wie Haag wirft die Wogen des Verkehrs bis nach Scheveningen — aber hier glätten sie sich zur höchsten Respektabilität und Gehaltigkeit, denn man ist in einem ziemlich vornehmen Badeort, in dem nur das Schiffervolk sich höchst ungeniert und wie zu Hause benimmt und die blühenden ledigen Schiffermädchen mit ihren großen Strohhüten und den Silberketten und Silberscheiden als Stirn- und Haubenschmuck laut lachen, scherzen und schimpfen, sowohl mit den Leuten ihres Standes, wie mit den Kurgästen, wenn die Gelegenheit dazu sich ergiebt. O, diese Zungenfertigkeit, o diese Durbheit der Strandschönen. Haben wir denn etwas so Schreckliches gesagt — das Meer selbst scheint uns zu zürnen, hochauf brausen die Wogen mit der kommenden Flut. Wir entfliehen und leiten unsere Blicke zu den friedlicheren Küsten der Ostsee — die strenge Erhabenheit der Nordsee ist hier zur Ammut und Lieblichkeit herabgemildert, einer Vergangenheit, welcher dennoch nicht der Eindruck des Mächtigen und Gewaltigen fehlt, der allen nordischen Meeren eigen. Die Ostsee kennt Ebbe und Flut nicht, ihr Wasser ist ruhiger, hat nicht den Charakter steter Erregtheit, die leicht in furchtbaren Zorn ausbricht, was der Nordsee eine so ernststimmende Physiognomie verleiht. An den Gestaden der Ostsee erheben sich dicht am Strande herrliche Buchenwälder, in denen Willen und Dörfer, Badedörfer und elegante Badestädtdchen, wie Heringsdorf, Doberan, Putbus eingebettet sind, die daliegen, als ob sie den traumlichsten Frieden atmen. Wohl brandet das Meer auch hier oft wild gegen den Sand der Dünen — es ist selten jener smaragdene Spiegel, den der Reisende auf der See sich wünscht und dem der Badegast, weil er keinen Wellenschlag bringt, grollt und geradezu abhold ist, im großen und ganzen jedoch ist die Ostsee ein sanftes Geschöpf, das wohl einmal aufbraust und dann böse Dinge vollbringen kann, aber auch schnell wieder sich beruhigt und dann ein liebes, freundliches Gesicht zeigt. Die Ostsee zieht an ihren Strand sehr viel Kinder und Frauen, welche den mächtigen Wellenschlag, die immer so stark bewegte Luft der Nordsee nicht vertragen — diese Badegäste führen ein heiteres Familienleben, man tummelt sich am Strande, geht in den Naturparks spazieren, man trifft sich am Table d'hôte, lauscht den Konzerten der Kurnusik, zwanglos, heiter und fröhlich. Natürlich wird auch Toilette gemacht und man zeigt sich gern so schön und elegant wie möglich — aber wie gesagt, alles hier hat einen familiären Anstrich, der Natur entsprechend einen idyllischeren Ton, als wie in großen Weltseeabändern der Nordsee. Den Touristen fast ganz gehört die Insel Rügen, ein kleines Seeparadies voll schöner Dörfer, heilig-stiller Wälder und mächtiger Kreidfelspartieen wie Stubbenammer und Ancona. Das blaue Meer bespült hier schneeweißschimmernde Felsen, in deren Schluchten liebliche Laubwaldungen bis zum Fuße der Salzflut hinabsteigen, steile Kletterstege und hübsche Waldwege zu den Gipfeln der Felsen führen, deren Plateaux von Wirtshäusern und Logierhäusern gekrönt sind. Hierher flüchtet mit Extrapost der Großstädter nun auf einige Stunden, den Dunst und Lärm der Straßen und Gassen zu vergessen und von hohem Standpunkt herab hinauszublicken auf das unendliche Meer, den Hauch der Ewigkeit zu atmen und das goldene Tagesgestirn im Purpurflammenhauch in die Flut versinken und von zartem Rosenlicht angeleuchtet blickend und strahlend aus dem erhabenen Meer auftauchen zu sehen. Ist das Meer ruhig, so kehrt der Tourist, Kopf und Herz noch voll der anmutig schönen Eindrücke, in das Getriebe der nicht fernen Weltstadt zurück, zürnte aber Neptun, schlügen schäumende grünelbe Wogen rauschend und brausend gegen das Schiff, so hat der Reisende den Eindruck der Erhabenheit und Furchtbarkeit der sonst so milden Schönheit auch noch mit auf den Weg bekommen, freilich meist unter den sehr erschwerenden und das Gemüt stark herabdrückenden Umständen der Seekrankheit. Doch fort mit den Gedanken an dies graue Ungeheuer, das auch bei der lieblichsten See stets lauert und ihr schreckliches Polypenhaupt auch unter dem schimmerndsten Smaragdspiegel birgt; wie viele schöne Ausflüge hinaus auf die Salzflut hat es nicht schon verübt, und doch sehnen wir uns, wenn wir an der

Julius Duboc.

Ostsee sind, nach Ebbe und Flut, nach strenger Luft und den Seegefahren. Wir entbehren hier den mächtigen Atem der See, die durch das Kommen und Gehen der Wasser wie ein gewaltiges lebendes Wesen uns erscheint, großartig und herb, aber Geist und Gemüt zugleich erhebend als Spiegelbild des Wirkens und Schaffens der Ewigkeit. Gehen wir deshalb nach der schleswigschen Insel Sylt — dort in Westerland, wo der Strand von Norden nach dem Süden sich zieht, empfinden wir diesen Seestern am mächtigsten. Wie wilde Rösse mit Schaummähnen stürmen die Wogen an den Strand, hunderttausende, so weit das Auge reicht, eines hinter dem andern, als gelte es, den Strand und das hinter dem Dünen liegende Dorf zu verschlingen. Aber es hat keine Not, dort stehen in aller Sicherheit Pavillons und Dünenhallen, vortreffliche Hotels und praktische schöne Badeeinrichtungen; eine große Anzahl von Kurgästen belebt den Strand, es sind zwar Patienten, aber solche, die dem starken Seebad und dem gewaltigen Wellenschlage guten Widerstand entgegenbringen können. — Man lebt hier gänzlich mit und in dem Meere, Ebbe und Flut bedingen die Tageseinteilung, bestimmen die Mahlzeiten und stellen die Badestunden fest — man ist hier Pensionär des gewaltigen Elementes, das wunderbare Heilkraft besitzt und ein strenger, oft finsterner Tyrann ist — selbst das auf Sylt stark ausgesprochene gesellige und gesellschaftliche Leben muß sich den Vorschriften und Launen dieses ersten Gebieters fügen. Allerdings besitzt Sylt ein fruchtbares, schönes Hinterland und originelle Dorfschaften, wohin hübsche Parteen zu Fuß und auf allerlei Gefährten unternommen werden — der Hauptziehungspunkt, das Ziel steter Wandererschaft, die tägliche Promenade aller ist und bleibt aber der Strand und das Meer — dort ist der Badegast zu allen Tageszeiten, hier findet er stete Unterhaltung, seltsames Meeresgetier, den Salzduft, die wehende, starke Meerluft und das jede Sekunde Farbe und Beleuchtung wechselnde gewaltige Element; ein Spiegelbild des Himmels, angethan mit der ernstesten, strengsten Wucht der Materie. Wenn nur eine größere Stadt in der Nähe wäre. — Vier Wochen hält man diese ausschließlichen Verkehr mit Ebbe und Flut ganz wohl aus — dann sehnt man sich jedoch wieder nach den Genüssen der Kultur des Binnenlandes.

Kaum haben wir diesen Seufzer nur gedacht, führt uns der Küstenebel nach Ostende. Hier ist Großstadt und Meerbad vereint auf wunderbare Weise. Diese Palaststraße auf dem Dünenstamm, der Digue! Näher man sich Ostende vom Meere, so scheint ein Märchen phantastischer prächtiger Bauten aus der Flut zu entsteigen, und hinter diesen üppigen, farbenreichen Baukunstwerken dehnt sich eine gewerbliche lebhafteste Stadt. Am Strande wogt es von Fremden aller Nationen, die Badekarren im Wasser bilden eine Armee, und die Flut wimmelt von lustigen Menschentöpfen, die in bunte phantastische Kostüme gehüllt in den Wogen Erfrischung und Stärkung suchen und finden. Ein maurisch-byzantinischer Riesenpalast mit goldschimmernden Dächern, der Kurzaal, vereinigt die Badegesellschaft in seinen Salons und Konversations-, Rauch-, Spiel- und Lesezimmern, wo der begünstigte Luxus wohnt und die goldgrundierten Wände, künstlerisch wertvolle Gemälde zeigen. Alles ist hier brillant, auch die Konzerte, Bälle, Theateraufführungen. Treten wir heraus aus dem Feenpalast, so breitet sich vor uns aus das wogende Meer, endlos in seiner Erhabenheit, und unter uns am Strande ist eine Stadt von Zelten und Strohförben, in denen ein lustiges Gewimmel von allerhand Menschen sein ergötzliches Wesen treibt: da wird gelesen und konversiert, geschertzt und kokettiert, mancherlei spinn sich hier an in dem internationalen Bade- und Blanderverkehr, der Fesseln knüpft und zerreißt, ein Ende in Glück und ebenso oft in Thränenströmen hat. Dazwischen spielen die Kinder, glückliche Geschöpfe! Sie bauen Festungen im feuchten, kühlen Sande, zu Gruppen vereinigt graben und häufen sie Wälle und Türme und verteidigen dann ihr Werk gegen die hereindringende Flut — das ist ein Arbeiten und eine Lustbarkeit! Zu hunderten sind sie hier, voll Fröhlichkeit und Frische, strahlend vor Eifer bei ihrem Spiel — das doch eine so tiefe Bedeutung hat. Sind diese Festungen nicht das Sinnbild unserer Träume und Ideale von Glück, die wir unser Leben lang schützen und verteidigen gegen die andringende Flut der Anforderungen des Tageslebens, und die uns schließlich meist ebenso unter dem Strom des Alltäglichen begraben werden wie jene Kunstbauten der Kinder im Sande von Ostende. Kommt aber die Ebbe, so bauen die glücklichen kleinen Geschöpfe von neuem — kommt die Ebbezeit in unserem Leben, so sind wir meist müde und legen die Hände resigniert in den Schoß, froh, wenn wir nur ein kleines Plätzchen gerettet haben. Jedoch das sind eigentlich keine Gedanken für Ostende. An diesem schönen Strande lockt der Lebensgenuß der Gegenwart, wohin wir den Blick wenden. Dort drüben auf der Estakade können wir fischen, der großartige Leuchtturm ladet uns zur Besteigung ein, der Skatingring zum Schlittschuhlaufen, da stehen die Esel bereit zu vergnüglichen Parteen am Strande entlang, glänzende Kaffeehäuser bieten seine Genüsse und die zahlreichen Hotels und Restaurationen uns gewählte Dejeuners, Diners und Soupers. Die Abende füllen Spiel, Tanz, Konzert im Kurzaal und Spaziergänge längs der phantastisch erleuchteten brausenden Meeresflut aus. Hier ist es schön und interessant — hier laßt uns bleiben.

Monatsbilder.

Dilettanten-Arbeiten.

Sprizarbeiten.



Lichtklarer Herbst! Mit reichem Früchtegengen
Zogst lächelnd du durch Flur und Gärten hin,
Erwecktest Dank und Freuden allerwegen
Und hüllst in süße Stimmung Herz und Sinn!
Wie nach vollbrachtem, liebe reichem Thun
Seh ich im milden Sonnenglanz dich ruhn.

Dein Bild, wie gießt es in die Seele Stärke!
Nur dem, der treu in Frühlingsturm und Drang,
In Sommers Glut geschäft am Lebenswerke,
So reich erfreu'nde Herbstesfrucht gelang,
Und ihm nur ist, nach schön vollbrachtem Thun,
Beschieden auch, so süß wie du zu ruhn!

L. J.

Als eine vorzügliche Vorbereitung zu den Anfängen der Malkunst möchte ich allen Leserinnen empfehlen, sich zuerst an „Sprizarbeiten“ zu versuchen. Hier ist es die Natur selbst, die dem Formensinn als Lehrmeisterin dient; die Formen, welche ihr unmittelbar entlehnt werden, leiten zum richtigen Sehen an, und die spielende, leichte Art und Weise, mit der hierbei Pinsel und Farbe gehandhabt werden müssen, machen die ungeübte Hand schon etwas sicherer und die späteren ersten Malversuche werden dann mit festerem Mut begonnen. — Das zur Sprizarbeit notwendige Material ist sehr einfach: ein flaches, kleines Sieb (ca. 14—16 Cent. lang, 10—12 Cent. breit), das jeder Klempner liefert, eine nicht zu scharfe Bürste (Zahnbürste) und graue (chinesische Tusch) oder braune (Sepia, gemischt mit gebrannter Terra di Siena) Wasserfarbe. Außerdem einen möglichst großen Vorrat sorgfältig ausgelegter und zwischen Löschpapier gepresster Pflanzenteile. Schon im Frühjahr beginnt man mit dem Sammeln und Pressen; am besten eignen sich zierliche Blätter zur Sprizarbeit; größere Blätter sehen immer gar zu dekorativ aus, doch kann man solche häufig für den Hintergrund verwenden und dann durch kleinere, hübsche Konturen zeigende Blätter verdecken. Eichen- und Weinlaub, Erdbeerblüten und -Blätter, Hafer, Waldmeister, Farnkräuter, Wicken und Winden und allerlei oft so entzückende Formen zeigendes Unkraut, das am Wege wächst, selbst das Blatt der gewöhnlichen Butterblume (Paraxacum) geben die reizvollsten und ungezählten Motive zur Anordnung eines Straußes. Doppeltten Genuß gewährt ein Spaziergang durch Wiesen und Wälder, wenn man nicht achtlos an all den kleinen Meisterwerken der Natur vorüber geht, sondern sie mit aufmerksamen Augen studiert und Schätze sehen und erkennen lernt, von deren Dasein man bisher nichts wußte.

Man presse die vor dem Einlegen von etwa anhängender Feuchtigkeit befreiten Pflanzen und Pflanzenteile nach sorgfältigem Ausbreiten zwischen Löschblättern, unter täglichem Wechsel der letzteren mit neuen trockenen Bogen. Zu den ersten Sprizarbeitversuchen verwende man als Unterlage Papier und führe später erst, wenn man durch Erfahrung die nötige Sicherheit erlangt hat, die Arbeiten auf Holz und auf Stoff (Seide, auch Sammet) aus. Immer aber ordne man, bevor man die Arbeit auf den zu bespritzenden Gegenstand überträgt, vorher das Ganze auf einem Blatt Papier, welches die Größe des betreffenden Gegenstandes, auf den der Strauß übertragen werden soll, hat. Man ordnet den Strauß auf dem Papiere so, wie er nach dem Spritzen aussehen soll, d. h. also, man bedeckt es zuerst mit den größeren Blättern, die als Hintergrund dienen und verteilt die kleineren im Vordergrund. Nachdem dies geschehen, überträgt man den Strauß auf den zu bespritzenden Gegenstand und befestigt zunächst die obersten Blätter mit Stecknadeln, so daß die Blätter wie Silhouetten fest und scharf aufliegen. Man hebt nun die zweite, dann die letzte Lage Blätter ab und steckt alles in zierlichen und graziosen Lagen sehr sorgfältig mit vielen und feinen Stecknadeln fest, so daß das Ganze schließlich in umgekehrter Ordnung auf der Unterlage befestigt ist. Nun mische man in einem Näpfschen eine nicht zu flüssige Farbe, tauche die Bürste in dieselbe nicht zu tief hinein, damit nicht zu viel Farbe daran hänge, und bürste leicht auf dem Siebe hin und her, indem man es über die ganze zu bespritzende Fläche führt. Man giebt dem Ganzen einen halbdunkeln Ton und läßt die Farbe dann ganz trocknen. Nun entfernt man die erste Lage der Blätter; manche schneiden man auch halb fort, oder hebt sie in die Höhe und giebt den weißesten Stellen nach Belieben eine matte Schattierung durch ein- bis zweimaliges Überspritzen. Einzelne Blätter müssen ganz weiß bleiben. So fährt man fort mit der zweiten und mit der letzten Lage und lasse vorher jedesmal den Grund ganz trocknen, denn es entstehen sonst leicht Flecken. Nun zeichne man mit der Farbe sorgfältig die Konturen des Ganzen nach, doch muß man sich dazu der natürlichen getrockneten Blätter, die man abgenommen hat, als Vorbilder bedienen und nicht die Konturen aus dem Kopf ziehen; erstens übt man das Auge dadurch mehr und zweitens wird die Arbeit auch hübscher und sauberer. Auch die Blattrippen zeichne man hinein, wobei darauf zu achten ist, daß die Konturen der Vordergrundblätter etwas kräftiger gezeichnet werden als diejenigen des Hintergrundes. Man kann die Konturen entweder mit dem Pinsel oder mit der Feder ziehen, wie es der Hand am besten gelingt. Es ist ein Vorteil, daß Sprizarbeit nie durch die Politur leidet, sondern immer gut gelingt, weil die Farbe unverändert bleibt. Sehr hübsch sieht Sprizarbeit auf grauem Piqué oder ähnlichem Stoff von gedämpfter Farbe aus, z. B. können für Herrenzimmer kleine Decken in dieser Art angefertigt werden. Auch zu Mittelstücken für die Türen eines kleinen Schrankes eignet sich die Sprizarbeit; ebenso für Lampenteller, Zeitungsmappen, kleine Sammetstiften (von hellgrauem oder hellbraunem Sammet); hat man kleine Zeugreste in passender Farbe, so kann man niedliche Gegenstände mit Hilfe der Sprizarbeit daraus herstellen.



Vorlage (verkleinert) für Sprizarbeit zu Lampentellern, Zeitungsmappen etc.

Anna von Parpart.

Feine Küche.

September.

Suppe à la maréchal. — Farcierte Sardellen. — Hasen-Fritturen. — Seezungenfilets à la Dumas. — Champignon-Püree. — Karotten in Süß-Püree. — Gefüllter Wirsing. — Mayonnaise von Fasan. — Tomaten-Salat. — Kompot von Weintrauben. — Aprikosen-Auflauf. — Bayerischer Creme mit Pumpernickel. — Kaiser-Punsch.

Suppe à la maréchal. Korb und Sauerampfer, von jedem ein ausgehäuter Suppenteller voll, wird gut verlesen, 4mal in vollem Wasser gewaschen, nun fein gehackt, dann in 150 Gramm frischer Butter 25 bis 30 Minuten gedämpft. Von 1 bis 2 alten Tauben oder einem Suppenhühner, 1 Kilo magerem Rindfleisch, ebensoviel herbem Kalbfleisch, beides in Scheiben geschnitten, mit viel Wurzelwert und dem nötigen Salze kocht man 4 Liter kräftige Fleischbrühe, die man durchsiebt und zu dem gedämpften Gemüse giebt, alles langsam noch 1/2 Stunde kocht, dabei sorgfältig Schaum und Fett entfernen. In etwas Fleischbrühe mit wenig Zucker dämpft man auch 1/2 Liter Erbseckerle und etwas in kleine Röschen geteilten Blumenkohl; füllt mit schmachtender Fleischfarce, zu der man die Herzen, Magen, Nieren und Lebern der Tauben oder des Hühners benutzte, 12 bis 15 Salatköpfchen, kocht sie in Fleischbrühe gar, legt sie nebst den Erbsen und Blumenkohl in die Suppenschüssel, fügt kleine feine Semmelkloßchen, welche man in Fleischbrühe oder Salzwasser gar kochte, hinzu, schmeckt nach dem Salze und giebt die mit 8 Eigelben legierte Suppe darüber. — Statt des Blumenkohls kann man frische oder eingemachte Spargel in die Suppe legen, auch kann man statt des gefüllten Salates gefüllte Wirsingherzen zu der Suppe benutzen.

Farcierte Sardellen. Eine Anzahl recht große Sardellen oder Anchovis werden gereinigt, gewaschen und halbiert, dann abgetrocknet. Auf die eine Hälfte streicht man schmachtende Kalbfleischfarce, legt die zweite Hälfte fest darauf, bestreut sie leicht mit Mehl, wendet sie in Ei und Paniermehl um, wiederholt dies und bäckt die Sardellen dann in heißer Butter goldbraun. Mit Petersilie verziert richtet man sie an.

Hasen-Fritturen. Die Lebern, Herzen, Lungen, Filets (Summer) der zum Braten bestimmten Hasen, auch dieselben Teile von Geflügel, welches man an dem Tage zubereiten will, werden rasch gewaschen, dann entfernt man die Häute und haakt alles fein — reicht dies Fleisch nicht, so haakt man etwas mageres Kalb- oder Ochsenfleisch dazu. In Butter schmilzt man 2 feingeschnittene Zwiebeln, etwas Estragon und Petersilie hellgelb, giebt, ist dies etwas abgekühlt, 2-3 geschlagene Eier hinzu und macht ein weiches Nührei davon, giebt dies nebst 2 in Milch geweichten, wieder ausgedrückten Semmeln, 75 Gramm trockenen Semmelkrumen, Salz, Pfeffer, Muskatnuß, etwas feingehackter Zitronenschale und 2 feingestoßenen Wachholderbeeren, sowie noch 2 rohe Eier dazu, mischt alles gut, formt ziemlich dicke, 7-8 Cent. dicke Würstchen daraus, wendet sie in geschlagenem Ei und Zwieback um, wiederholt dies noch einmal und bäckt die Fritturen schwimmend in Ausbackfett schön goldbraun. Eine Pfeffer- oder Orangensaft giebt man zu den Fritturen.

Seezungenfilets à la Dumas. Für 12 Personen gebraucht man 6-7 große Seezungen. Man zieht sie ab, löst das Fleisch von den Gräten und schneidet es in 20-22 Filets von gleicher Größe (12-16 Cent. lang), diese legt man in eine Schüssel, bestreut sie mit Salz und beträufelt sie mit Zitronensaft. Während man die Filets so eine Stunde stehen läßt, bereitet man aus den abgeschnittenen Fischstücken, die von den Filets abfielen und die man feinhackt, mit etwas Krebsbutter, 2-3 Eiern, Semmelkrumen, Gewürz, Salz, einer ganz kleinen feingeschnittenen, in Butter gedämpften Schalotte, eine feine schmachtende Farce, die man durch ein Sieb streicht. In eine Sautierpfanne gießt man klare Butter; die Seezungenschnitte trocknet man gut ab, streicht auf eine Seite derselben, mit einem in Wasser getauchten Messer, messerrückendwärts von der Farce und legt sie nebeneinander in die Pfanne. Jede Schnitte wird mit schwarzen Trüffeln, die man zu hübschen Formen ausstach, garniert, eine dünne Speckscheibe wird darüber gelegt, dann über das Ganze eine gebutterte Papier-scheibe. 10-15 Minuten vor dem Anrichten stellt man die Pfanne in den Bratofen und läßt die Filets langsam gar backen. Gleichzeitig backte man eine Bordüre von Kalbfleischfarce, legt auf diese in Kranze die Seezungenschnitte und giebt in die Mitte nachfolgendes Champignon-Püree.

Champignon-Püree. 1 Suppenteller voll schöner weißer Champignons werden gepußt, gewaschen, mit einem Stück Butter, dem Saft einer Citrone und etwas Wasser gar gedämpft, dann läßt man sie auf einem Porzellan-Durchschlage abtropfen, worauf man sie feinhackt. Der Champignonfond, 1/4 Liter weißen Coulis, 1/8 Liter süßen Rahm kocht man unter beständigem Rühren dick ein, dann fügt man die gehackten Champignons, ein Stückchen ganz frische Butter, sowie etwas Salz hinzu, rührt dies auf schwachem Feuer bis es fast kochend heiß ist und zieht in dem Falle, daß das Püree nicht steif genug ist, 1-2 geschlagene Eigelbe hindurch, worauf man dasselbe in vorgeschriebener Art sofort anrichtet. Muß dies Püree noch etwas in Marienbade stehen, so wird es mit weißer Glace überzogen, damit sich keine Haut darauf bildet.

Karotten in Süß. Die gut gepußten Karotten oder Möhren blanchiert man in siedendem Wasser, läßt sie damit leicht aufkochen, nimmt sie mit einem Schämmer aus dem Wasser und reibt sie mit einem groben Drelltuche ab, dann schneidet man sie in dünne Scheiben; in eine Kasserolle gelegt, gießt man etwas kräftige Fleischbrühe darüber, fügt etwas Fleischextrakt, eine Prise Pfeffer, Salz und eine Prise Zucker hinzu und läßt die Karotten langsam weich dämpfen, stäubt

zuletzt etwas Mehl darüber und träufelt den Saft einer Citrone hinzu, schwenkt das Gemüse damit einigemal und richtet die Karotten, die nur wenig Sauce haben dürfen, an. Rohen Schinken, Omelette, Pirogen giebt man dazu.

Pirogen. 2 Eier verquirlt man mit 4 Eßlöffeln voll Milch, 2 Eßlöffeln voll zerlassener Butter, etwas Salz und ganz wenig Muskatnuß, rührt dann so viel feines, ganz trockenes Mehl hinzu, daß man einen dünnen Madelteig bekommt, den man mit den Händen noch tüchtig durchknetet und dann ausrollt. Mit einem großen runden Ausstecher oder mit einem Wasserglas schiebt man runde Scheiben aus dem Teige. Schon vorher kochte man frische Eier 6-7 Minuten, schälte sie, haakte sie fein und mischte sie mit feingehacktem Dill, Petersilie, Schnittlauch und gekochtem Schinken oder Pökelrindszunge. Mit dieser Mischung belegt man die Teig-scheiben, bestreicht die Ränder mit geschlagenem Ei, klappt die eine Hälfte über die andere, drückt die Ränder fest zusammen, wendet die Pirogen in geschlagenem Ei und Semmelkrumen um und bäckt sie in Butter auf beiden Seiten goldbraun.

Gefüllter Wirsing. Von 4 recht festen Wirsingköpfen entfernt man die äußeren Blätter, wäscht und halbiert die Köpfe und schneidet aus jeder Hälfte innen etwas heraus. Aus feingehacktem Kalb- und Schweinefleisch, Semmelkrumen, 2 feingehackten, in Butter gedämpften Schalotten, Eiern, 2 Eßlöffeln voll saurem Rahm, etwas Gewürz und Salz bereitet man eine schmachtende Farce, füllt damit — doch nicht zu voll — den Wirsing, legt die Köpfe zusammen, umschneidet sie mit starken Fäden und dämpft sie in Fleischbrühe, der man Salz, etwas Muskatnuß und eine Prise weißen Pfeffer zusetzte, gar. Der ausgeschnittene Wirsing nebst noch einem gepußten Kopfe wird in kochendes Salzwasser gelegt, weich gekocht, dann auf einen Durchschlag gelegt, mit frischem Wasser übergossen und, nachdem er abkühlte, ausgedrückt und nicht zu fein gehackt. In Butter schmilzt man eine Schalotte und etwas Petersilie (beides fein gehackt) mit 2-3 Eßlöffeln voll Mehl, stellt etwas davon zur Seite, giebt zu dem übrigen das Kraut und etwas von der Brühe, worin die gefüllten Köpfe kochten, fügt etwas Muskatnuß und wenn nötig Salz hinzu, läßt das Püree 5-8 Minuten kochen, giebt es auf 1-2 ovale, etwas vertiefte Schüsseln, legt die Wirsingköpfe darauf, entfernt die Fäden und legt ringsum im Kranze Nierenschnitte. Auch kann man abwechselnd Nierenschnitte und Schinkenpavesen legen. Das zurückgegebene Mehl vermischt man mit etwas von der Brühe und einem Theelöffel voll Fleischextrakt, seigt sie durch und giebt sie zu dem Wirsing.

Mayonnaise von Fasan. Hierzu kann man frisch gebratenen Fasan, doch auch übriggebliebenes Fasanefleisch verwenden, man zerteilt es in zierliche Stücke, übergießt es mit der nachfolgenden Sauce und verziert das Ganze hübsch mit Gartentresse oder Lattig, gehacktem Aspice, Garneelenschwänzchen, eingemachtem Mais und dergl. In einer Kasserolle mischt man 5 Eidotter, 3 Prisen Salz, 1 Prise weißen Pfeffer, 2 Prisen Zucker, den Saft einer Citrone, etwas Mehl und 1/2 Liter dicken süßen Rahm, stellt die Kasserolle auf schwaches Feuer und schlägt die Mischung mit der Schneurute bis dicht vor dem Kochen und mengt noch, ist sie vom Feuer genommen, 2 Theelöffel voll Kapern, ohne deren Essig, sowie 3-4 Eßlöffel voll feines Luccadl darunter.

Tomaten-Salat. Recht schöne reife Tomaten wäscht und trocknet man gut ab, schneidet sie in dünne Scheiben, nimmt die Samenkörner heraus und legt die Scheiben auf eine flache Schüssel, welche man vorher mit einer Knoblauchzehe abrieb und mit etwas Essig besprengte, streut reichlich Salz darüber, welches man mit 2 Prisen feinem weißen Pfeffer mischte, träufelt auf jede Tomatenscheibe 5-6 Tropfen feines Olivenöl, fügt noch etwas Essig hinzu, schwenkt alles gut durch und stellt den Salat 1-2 Stunden zur Seite. Beim Anrichten in den Salatschüsseln verziert man mit in Öl und Essig angemachtem Kopfsalat oder mit Endivien den Tomatensalat, auch kann man abwechselnd eine Schicht Tomaten und eine dünne Schicht hartgekochter, in Scheiben geschnittener Eier verwenden, man besprengt die Eier dann aber mit Öl und Essig.

Kompot von Weintrauben. Recht schöne großbeerige Weintrauben — grüne oder dunkle — werden in Wasser gespült, dann abgebeert. Auf 1 Kilo Trauben rechnet man 375 Gr. Zucker; der Zucker wird in Wasser getaucht, klar gekocht, 1 Prise Salz und 1 Stückchen Vanille hineingehalten und die Beeren 10 Minuten in den siedenden Zucker gelegt, doch dürfen sie durchaus nicht kochen. Die Beeren legt man in Kristallschalen, kocht den Saft dick ein und gießt ihn, etwas erkaltet, über die Beeren.

Aprikosen-Auflauf. Mit etwas Weißwein, 75 Gr. Zucker, der an dem Zucker abgeriebenen Schale 1/2 Citrone kocht man von 20-30 Aprikosen ein dickes Mus, welches man durch ein Sieb streicht. 175 Gr. frische Butter rührt man zu Schaum, fügt dann nach und nach 125 Gr. Zucker, die an demselben abgeriebene Schale der anderen halben Citrone, 12 Eidotter, 3/8 Liter des Aprikosenmuss, 150 Gr. weiße Semmelkrumen, 100 Gr. zerbröckelte bittere Makronen und eine Prise Salz unter Rühren dazu, und nachdem man auch den steifen Schnee der 12 Eigelbe durch die Masse zog, füllt man dieselbe in 1-2 gebutterte Porzellan-Auflaufformen, streut Zucker darauf und bäckt sie bei mäßiger Hitze 1/2-3/4 Stunden. Beim Anrichten unwickelt man die Form mit einer Serviette.

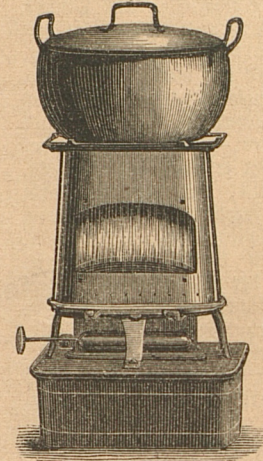
Bayerischer Creme mit Pumpernickel. Eine größere Schale stellt man auf Eis, giebt 275 Gr. geriebenen Pumpernickel, 275 Gr. Zucker, an dem man die Schale einer Citrone abrieb und den man dann stieß, den Saft 1/2 Citrone, 1/4 Liter Malaga, ein mittelgroßes Glas feinsten Cognac oder Maraschino, sowie 40 Gr. Gelatine, welche man langsam auf dem

Feuer in etwas Wasser auflöste, und 1 Prise Salz hinein, rührt alles so lange, bis es anfängt steif zu werden, und fügt nun unter Rühren 1 Liter steif geschlagene süßen Rahm hinzu, giebt die Creme in 1-2 mit feinem Öl ausgestrichene Formen und läßt sie auf Eis erstarren. Beim Stürzen taucht man die Form ganz rasch in warmes Wasser.

Kaiser-Punsch (hochfein). Die Schale 1 Apfelsine und 1 Citrone reibt man an 700 Gr. Zucker ab und an 100 Gr. Zucker zerreibt man 1-2 Ananas-scheiben, preßt den Saft von 2 Apfelsinen und von 2 Citronen dazu, übergießt dies mit 2 Litern Wasser, bringt die Mischung zum Kochen, schäumt sie gut ab und seigt sie durch ein feines Sieb, fügt darauf eine Flasche Rheinwein, 1 Fl. Burgunder, 1 Fl. weißen Bordeauxwein, einige Eßlöffel voll Ananas-saft und 1 Fl. feinen Cognac hinzu, verschließt die Kasserolle fest und stellt die Mischung 20-30 Minuten auf eine heiße Herdplatte, doch darf sie durchaus nicht kochen. Im Augenblicke des Servierens giebt man noch 2 Gläschen Maraschino hinzu. Fr. J. S.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer amerikanischer Petroleumkocher, zugleich als Lampe verwendbar. Der kleine Apparat verdient in seiner doppelten Eigenschaft als Kocher und Lampe, sowie wegen seiner einfachen und soliden Ausführung allen sparamen Hausfrauen empfohlen zu werden. Auf dem aus emailliertem Eisen hergestellten Petroleumbehälter befindet sich der aus Messing gearbeitete Brenner, welcher den Docht, nicht wie bei den gewöhnlichen Petroleumkochen durch zwei, sondern durch fünf nebeneinander befindliche Zahnräder gehen läßt, so daß ein ungleiches Heraus-schrauben, oder ein Festklemmen desselben nicht stattfinden kann. Der oberhalb des Brenners angebrachte ovale Aufsatz, der durch einen einfachen Mechanismus auf dem Bassin zu befestigen, sowie von demselben zu entfernen ist, führt der Flamme die nötige Luft zu und bewirkt durch seine Höhe eine kräftige Licht- und eine sehr heiße Flamme, wie letztere bei dem allgemein in Gebrauch befindlichen Petroleumkochen kaum gefunden wird. In einer Seite ist dieser Cylinder mit einer Glimmerglocke versehen, durch die ein für den Bedarf in der Küche vollkommen ausreichendes Licht strahlt, welches heller als das der gewöhnlichen Küchenlampen leuchtet. Der auf dem Cylinder



liegende eiserne Rahmen zum Hinaufstellen des Kochgerätes ist so eingerichtet, daß man große wie kleine Gefäße auf denselben zu setzen vermag. Der Apparat selbst besteht eine ganze Höhe von ca. 24 Centimetern, sowie eine Breite von ca. 11 Cent. Der Preis desselben beträgt 10 Mark. — Bezugsquelle: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

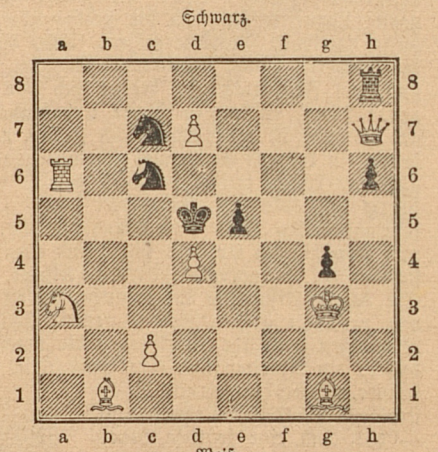
§ 4 a c h.

Aufgabe Nr. 184.

Motto: „Fortuna.“

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 182 Seite 352.

- Weiß.
- 1. h 7 — h 8 wird Turm.
- Schwarz.
- 1. T e 5 — d 5 oder n. c 5.
- Weiße.
- 2. S c 7 n. e 6 matt.
- A.
- Weiße.
- 1.
- Schwarz.
- 1. T e 5 zieht anders.
- Weiße.
- 2. T h 8 — d 8 matt.

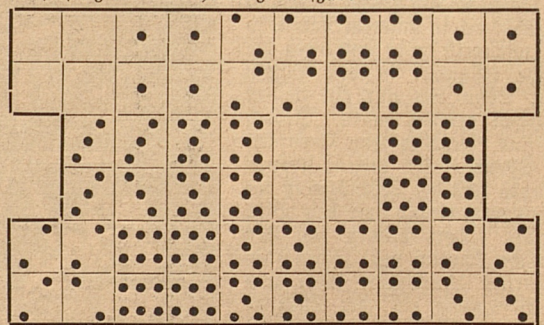


Weiße zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Kreuzgruppe Seite 352.

- 1. E L M
- 2. D O N
- 3. U H U
- 4. D E S D E M O N A
- 5. L O H E N G R I N
- 6. I P H I G E N I E
- 7. A R M
- 8. A I S
- 9. I N N.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 66 Seite 352.



An die Frauenwelt.

Mit dieser Nummer schließt das Sommer-Quartal und mit nächster Nr. 37 beginnt das für die Frauenwelt hochbedeutende Winter-Quartal.

Mannichfach sind die Anforderungen, die dasselbe an den „Bazar“ erhebt: Rat und Fürsorge bei Beschaffung der modisch-praktischen Winterkleidung für Frauen und Kinder; Mittheile bei Herstellung reizvoll-eigenartiger Gesellschafts- und Balltoiletten; Vorschläge und Anweisungen für Herstellung anmutiger Weihnachts-Arbeiten durch geschickte Frauenhand; Rat und Mitwirkung bei Versorgung von Speisekammer und Keller, mehr noch bei Versorgung von Geist und Gemüt mit anziehender Geistesnahrung in Prosa und Poesie — welche eine Fülle schwerwiegender Verpflichtungen und interessanter Aufgaben für uns! Aber die Redaktion des „Bazar“ wird ihnen zu genügen wissen mit der warmen Liebe zur Sache, mit dem vollen Gefühl der Pflicht und mit dem ganzen Eifer, der sie besetzt: um sich zu bewahren jenes köstliche Gut, dessen sich der „Bazar“ zu seinem Stolz durch drei Jahrzehnte bereits erfreut — der „Gunst der Frauen“!

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Abonnements auf das IV. Quartal 1886 jederzeit entgegen und liefern etwa bereits erschienene Nummern nach. Preis vierteljährlich 2 Mark 50 Pf. = 3 Frs. 35 em. (in Oesterreich nach Kurs).

Die Administration.